# Ergänzende Fotos (August 2016 hinzugefügt)

Wanjas Besuch vor der Hochzeit. Wir betrachten das von der Mutter für mich geschriebene "Tagebuch"





Besuch Tamaras am Wollmarkt.

Hochzeit am 12. April 1962, von Dietlind von Törne (s.u.) vermittelt. Tamara kam auch.









Tills (Haus-)Taufe in Dierdorf (in Tamaras Wohnung von ihr ausgerichtet) (Der taufende Pastor war meines Prüfungs-Professor Otto Webers Schwiegersohn)



2. Reihe: Großvater Abel, Gertrud und Bernt von Heiseler, neben Wanja sein Bruder Andrej



Auch in Vorderleiten.

# Vorderleiten



Wanja und Till.



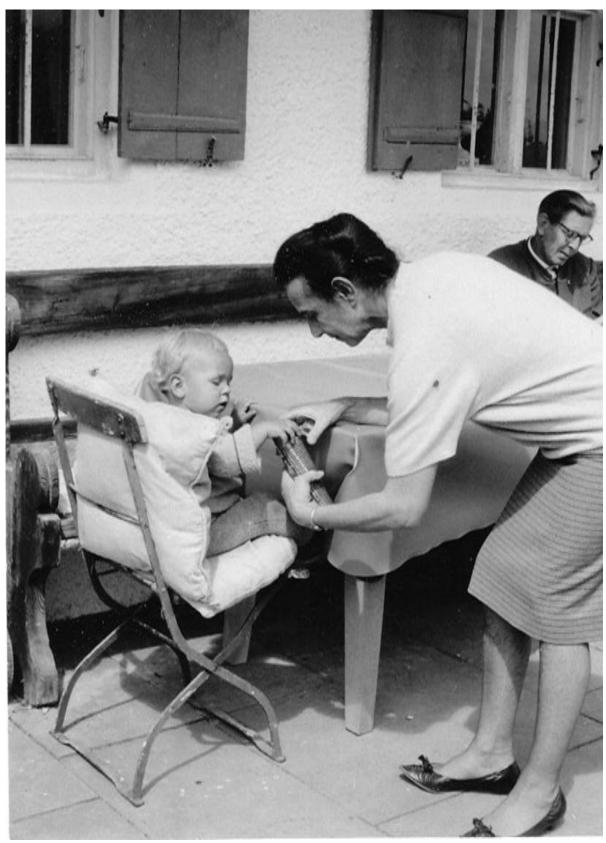
Der Dichter mit seinem Enkel.



Bernt, Gertrud mit Till und der Howaward 'Bingo'.



Bernts Kommentar zu dem Foto: "Ich stehe da wie der Dorfdepp."



Till, Tamara und Bernt vor dem Haus.

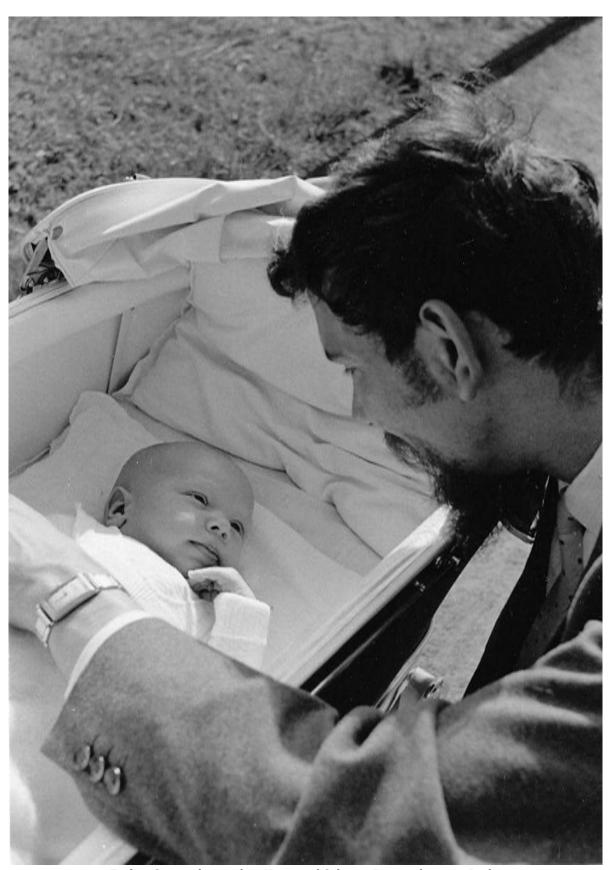


Kühles Bad an einem warmen Sommertag.

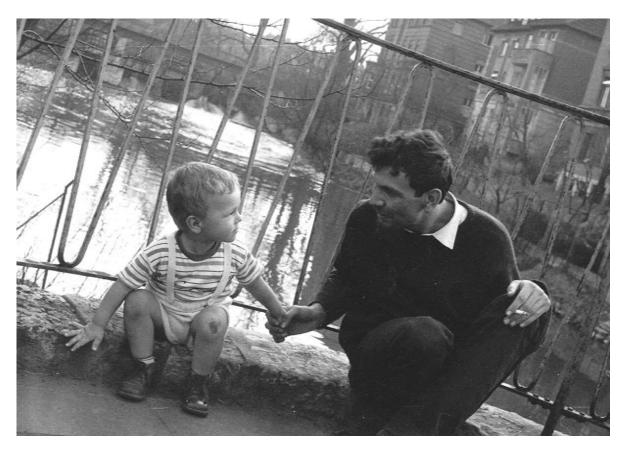


Jevul. Heiseler

to Rach Scherren



Frühes Gespräch zwischen Vater und Sohn im Braunschweiger Park.



Wanja und Till 1964 (ich hatte gesagt, sie sollten für das Foto näher zusammenrücken)



### LebenDieOrte. Eine Ergänzung

Y'a pas d'raison pour qu'tu n'pleures pas Avec tes souvenirs sur les bras

### Es gibt keinen Grund, dass du nicht weinst

mit all deinen Erinnerungen auf dem Buckel

Stationen: Orte alphabetisch

Diese Arbeit widme ich meinem Vater. Ich verdanke ihm alles, was für mich Bedeutung gewonnen hat. Es waren sein Bildungswille für mich, die Priorität, die er gesetzt hat, und seine Führung, die ich erst sehr spät erkannt habe: Er hatte sie mir gegenüber niemals formuliert und schon gar nicht aufgedrängt. Schließlich stiftete er noch posthum die für mich ideale Wohnung.

Et moi je revois ceux qui restent. Und ich seh mir die an, die übrig sind.

In Bevensen begann ich mit diesen Aufzeichnungen: "Lebenserinnerungen" alphabetisch nach Orten angeordnet. Eine Ergänzung – mit vielen oder doch einigen Überschneidungen – von Leben10Anfänge von 2011.

"Da meine Texte niemand liest, schon gar nicht meine Familie oder enge Freunde und Freundinnen, kann ich mich hier entblößen, als schriebe ich ein geheimes Tagebuch." Unbekannter Verfasser.

In meinen Geschichten bin ich immer die Heldin – und nicht nur der jeweiligen Geschichte. Hannes in Wien sagte, ich sei "eine Frohnatur" – wirklich?

Eine für mich neue Entdeckung eines vermutlich allgemein bekannten Phänomens: Erinnerungen sind nicht nur selektiv, sondern sie sind wie kleine, wie winzige Inseln in einem Meer der Nichtwahrnehmbarkeit. Ringsum schwarz. Einzelne Bilder, einzelne Szenen, die Namen zum großen Teil verschwunden, undeutliche Gesichter. Alle aber ortsgebunden, deshalb ist hier das Ordnungsprinzip Orte alphabetisch. Das Geheimnis lückenloser "Erinnerungen" scheint mir einzig und allein die Möglichkeit, auf Tagebuchaufzeichnungen zurückzugreifen. "Erinnerung an Marie A": Nur die Wolke ist im Gedächtnis. Das Geheimnis liegt wohl in der jeweiligen Gegenwart. Ohne Tagebuch und Fotos bleibt nur sehr wenig davon übrig.

#### **Amsterdam**

Dr. Dorow, Lehrer und berufener Reiseleiter (**Wolfenbüttel**), organisierte die Fahrt seiner 10. Klasse nach Holland. Das war meine erste Begegnung mit Amsterdam. Später war es unmöglich, das Reichsmuseum zu besuchen: Jahrelang wurde er renoviert und danach standen die Eintrittssuchenden um einige Häuserblocks Schlange. Damals, 1952, war das anders.



Die Anatomie des Dr. Tulp

machte mir noch größeren Eindruck als die Nachtwache.

41 Jahre später kam ich mit meinem dunkelblauen Audi 80 in die Stadt. Ich weiß nicht mehr, wie ich schließlich zum Sarphatipark fand. Regine wohnte im ersten Stock eines schmalen Hauses. Ihre Wohnung bestand aus zwei großen hellen, durch eine Schiebetür getrennte Zimmern, die von der Straße bis in den Hof reichten. Dann gab es noch eine ganz kleine Kammer, an die Küche erinnere ich mich gerade nicht. Später hingen dann rotbetonte bunte Vorhänge vor den hohen Fenstern. Denn Stoff hatte Regine von der Ägyptenreise mitgebracht, an deren Ende wir uns kennengelernt hatten.

In der Nähe war an einigen Wochentagen ein Markt, der sich eine ganze Straße entlang zog und der für mich sehr exotische Waren anbot. Wir streiften durch die Stadt und waren oft im Sarphatipark. Als ich einmal alleine in einem Supermarkt mit Backwarenabteilung war und dort etwas kaufte, sagte ich zu der Verkäuferin: "Es tut mir leid, dass ich nicht Niederländisch spreche." Später begegneten wir uns noch einmal und sie sagte mit Tränen in den Augen, das habe noch niemals eine deutsche Person zu ihr gesagt! Dann wartete ich einmal vor einem Bioladen, in dem Regine einkaufte. Ich setzte mich auf eine Bank neben einen gut und gebildet aussehenden jüngeren Mann, groß und

blond . Er war betrunken. Er sei Alkoholiker und habe die Nacht durch getrunken. Ich hätte gerne länger mit ihm gesprochen, aber dann kam Regine und ich musste das Gespräch abbrechen. Ich war überzeugt, ein Gespräch mit mir hätte ihm helfen können. So ist das mit unerprobten Möglichkeiten!

#### **Athen**

In Athen war ich ziemlich oft. Zum ersten Mal auf der ersten Reise (Griechenland 1958) und zum letzten (vermutlich allerletzten) Mal 2019. Eigentlich hatte ich gedacht, dass Sotiris, zu dem ich auf facebook zurückgefunden hatte – ich hatte aber auch seine Mailadresse –, mich zu einer Vorstellung in dem Theater, das seine Schauspielerin-Ehefrau und er betrieben, eingeladen hätte. Das war aber ein Irrtum. Er wohnte in irgendeinem Außenbezirk und kam einmal hinter dem Rücken seiner eifersüchtigen Frau (er bleibe nur aus Anstand bei ihr), mich aus meinem Hotel in der Nähe des Syntagmaplatzes und also auch des Nationalparks zum Essen abzuholen. Das verlief dann sehr angenehm und wir erinnerten uns an "alte Zeiten"



Mit Sotiris in Athen im November 2019.

Wir kannten uns ja seit **Kreta 1975**. Einmal besuchte ich ihn in Athen während seiner kurzen Ehe mit einer Frau, die "nicht so gebildet" wie er, "aber intelligenter" war. Ihre damals kleine Tochter heißt Rosa. Sie hat studiert und arbeitet in einer griechischen Firma in Dänemark. Sotiris hatte

Betriebswirtschaft studiert, zur Zeit seiner Ehe aber keine entsprechende Anstellung gefunden und so nähten die beiden Sitzkissen. Sie bewohnten eine Wohnung mit einem großen Zimmer, das ganz und gar mit Matratzen ausgelegt war. Wenn die kleine Rosa müde war, legte sie sich irgendwo zum Schlafen hin, auch für die Nacht. In der Samariaschlucht hatte Sotiris sicherlich seine Gitarre mit und sang schon damals – sehr schön! -Theodorakis-Lieder. Später sang er in einem griechischbyzantinischen Chor, der viel später (nach 1986) auch in Deutschland reiste: Bei der Gelegenheit kam mich Sotiris am Mühlengraben in Wolfsburg besuchen. Er kam mit zu Frau Altenberg, bei der ich eine Zeit lang Gitarrenunterricht hatte – nach mindestens einem Volkshochschulkurs bei dem Spätausiedler Theo -, bis wir beide einsahen, dass es "keinen Zweck" hatte. Ich sollte da Stücke nach Noten spielen und natürlich konnte ich die weder lesen, wie wir aus meinem Klavierunterricht wissen, noch fand ich die Töne auf irgendeiner der Seiten.

Vielleicht war ich in den Weihnachtsferien mehr als einmal in Athen. An eines Mal erinnere ich mich. Ich stieg immer wieder auf den Likavittos und setzte mich irgendwo mit einem Buch hin. Es gab auch eine Fahrgelegenheit zum Gipfel.

#### **Bad Bevensen 2021**

An Ort und Stelle! Parkhotel ein Einzelzimmer der besten Kategorie (III) zur unbelebten Straße hin im ersten Stock, Nr. 49. Alles das werde ich sicherlich bald nach der Heimkehr vergessen haben. 31 Anwendungen in 15 Arbeitstagen, Aufenthalt von Sa bis Sa, 18.09. bis 9. Oktober. Griechisches Restaurant in der Stadt, Mi geschlossen. Ich stehe davor. Thielicke-Autobiografie im Recyclingladen an der Ecke. Rauer Heidjerton im Hotel und im Bad, Karsten Schulz stimmt zu: Seine 81jährige Mutter leidet seit Jahrzehnten darunter. Die Wirkung ist der Schutz vorm möglichen Angesprochenwerden also nur im Notfall will "man" sich dem aussetzen. Frau Specht ist eine sachliche Physiotherapeutin, anspruchsvoll gegen sich und mich. Schwimmen zwischen 40 und 50 Minuten, ausruhen und Erste Lesestücke auf Spanisch lesen. Alles das wird vergessen, zurück bleiben ein paar undeutliche Bilder. Heute mussten gleich 2 ältere Paare umkehren, weil sie etwas – wahrscheinlich ihren Impfnachweis mitzubringen vergessen haben. Seit ein paar Tagen gilt überall die "3G-Regel", geimpft, genesen oder (negativ) getestet. Der reine Irrsinn. Sogar wenn man nur zum Frühstücksbuffet geht, muss man die Maske anlegen. Christiane aus Hannover, die so viel nachfragt, dass ich richtig viel erzähle. Karte zum Verabschieden ohne irgendeine Art Kontaktangebot, das ich ohnehin nicht angenommen hätte. Karin ruft an: nun ist auch Matthias gestorben, vor ein paar Monaten Gisela, Karin ist die letzte Überlebende der 5 Kinder. Achim geht es schlecht und Jan auch. Bei beiden ist die Diagnose unklar. Sie haben Schmerzen. Ich bin ja das reinste Springerchen! Und beklage mich noch!

#### **Basel**

2011 hatte mich Dietrich Fischer für 5 Tage nach Basel eingeladen. Dort wohnte er in einem mehrstöckigen Haus in einem Park. In seiner geräumigen Wohnung hatte er sich für sich nur ein Zimmer vorbehalten, sonst führte er ein offenes Haus mit exotischen Mitbewohnern.

In Basel unterhielt er in "Zusammenarbeit" mit Johan Galtung eine *World Peace Academy*. Tatsächlich bestand das gesamte "Team" aus Galtungs Sklaven. Die Verhandlungen mit mir als Übersetzerin von Galtungs Büchern hatte schon von den USA aus Dietrich übernommen.





Sein Buch *Umfassende Sicherheit mit friedlichen Mitteln* erschien 2009 im Verlag *Social Publishing* von Ludger Müller in meiner Übersetzung. http://ingridvonheiseler.formatlabor.net/?p=46 Die Klarheit des Aufbaus und der Sprache machten mir beim Übersetzen große Freude. Ich hatte das Gefühl, dass ich den deutschen Text aus dem englischen befreite; es war wie eine Rückübersetzung in unsere gemeinsame Muttersprache.

Dietrich nahm sich viel Zeit für mich. Einmal für gemeinsame Spaziergänge zwischen den blühenden Rhododendronbüschen, auf denen wir einander aufmerksame Zuhörer unserer Lebensgeschichten waren. Dann fuhren wir auf meinen Wunsch hin nach Dornach zur Rudolf-Steiner-Gedenkstätte, wo wir alles eingehend betrachteten. Schließlich fragte er mich nach Bekannten in der Gegend und lud zwei junge Frauen zu Besuchen ein, bei denen er uns selbst das Mittagessen zubereitete.

Nach seinem Tod am 18. Oktober 2015 (im Alter von 74 Jahren) erweiterte ich das Taschenbuch *Geschichten die Mut machen* zu dem Gedenkbuch *Dietrich Fischer erzählt Geschichten die Mut machen*. http://ingridvonheiseler.formatlabor.net/?p=194 Dietrich nannte seine Geschichten *Stories to Inspire You*. Er schrieb sie in Englisch auf. Vielen seiner Mails hatte er kleine ermunternde Geschichten beigefügt. Da die meisten seiner Adressaten wohl besser Englisch als Deutsch verstanden, schrieb er sie in dieser Sprache auf. Er wurde dann dazu angeregt, ein Buch daraus zu machen. Ich muss gestehen, dass ich einigen (wenigen) der Geschichten in der deutschen Fassung gelegentlich mit meinen literarischen Kenntnissen etwas auf die Beine, bzw. zu ihrem deutschen Original zurück, verholfen habe.

In seinem Vorwort schrieb Dietrich: "In dieser Geschichtensammlung wird von Erfolgen erzählt, davon, was Einzelne haben tun können, um ihr Leben wertvoller zu machen, um Frieden und Glück zu finden und anderen zu bringen. Die Geschichten sollen alle, die sie lesen oder von ihnen hören, dazu ermutigen, ihr Bestes wenigstens zu versuchen."

Dietrich war einer der freundlichsten und einfühlsamsten Menschen, denen ich in meinem langen Leben begegnet bin. Auch heute noch bin ich sehr traurig, dass ich ihn nicht mehr erreichen kann!

#### **Berlin**

Berlin darf auch hier nicht fehlen! An anderem Ort wird ausführlich über die Rolle berichtet, die es in unserer Familie gespielt hat.

Aus: Sowas nimmt man doch nicht mit sich fort;

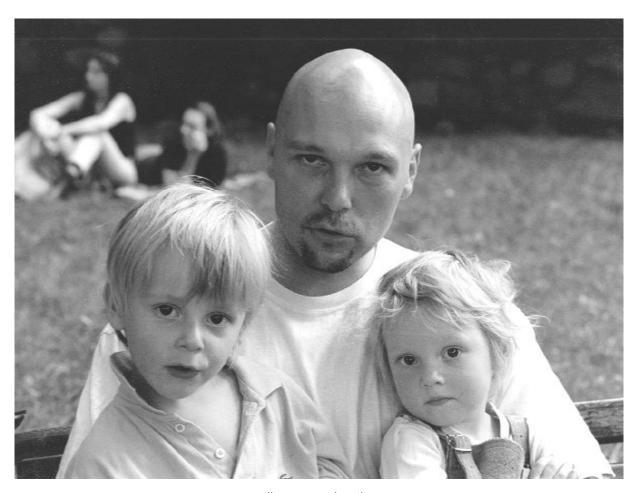
Großmutter Nürnberg starb Ende 1952. Den Sommer davor war sie drei Monate bei uns in Heiningen. Sie machte eine regelrechte Schneiderlehre im Kurzdurchgang mit mir.

Ich nähte ja "so exakt", sagte die Mutter später. Ich sollte Schneiderin lernen und später ein "Modeatelier eröffnen". Diesen Rat gab sie mir, nachdem ich schon mit meiner "Scheuermann"-Wirbelsäulen-Erkrankung zu tun gehabt und immer noch häufig Rückenschmerzen hatte. Meine Großmutter hatte als junges Mädchen oder junge Frau "einen Stein in den Rücken bekommen". Diese Verletzung führte später dazu, dass sie auf einer Seite einen Buckel bekam, woran sicherlich auch die gebeugte Haltung bei der Näharbeit ihren Anteil hatte. Sie glich diesen Buckel mit einem Kissen auf der andern Seite aus, sodass der Rücken im Ganzen rund erschien. Man sagte, Herz und Lunge seien dadurch so zusammengedrückt worden, dass sie nur 72 Jahre alt hatte werden können. Ihre Tochter war die letzten Tage oder gar Wochen bei ihr. Sie hat in dieser Zeit von ihrem ganzen schweren Leben gesprochen, Einzelheiten hat die Tochter nicht weitergegeben, aber es sei erschütternd und schrecklich gewesen.

Dann viel später ging Till zum Herkunftsort der mütterlichen Seite seiner Familie "zurück". Zuerst nur scheinbar mit "Wohnsitz" bei Berend Wellmann, wie es damals viele junge Männer machten, um Wehr- und Ersatzdienst zu entgehen. Im März 1997 siedelte er sich ganz und gar in der vom Erbe der Großmutter gekauften Eigentumswohnung Lützowstraße 81 in Tiergarten, 4 Treppen hoch im Hinterhaus, an. Seine Kinder Emilia und Anton wurden dann am 19. August 1994 als Berliner geboren.



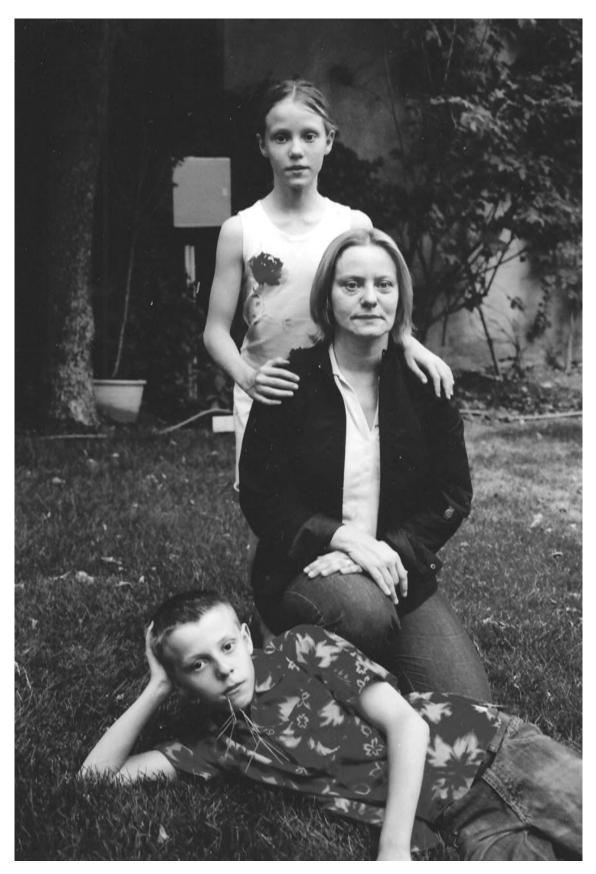
Regine Damen (11.10.1959 bis 23.08.2023) mit Anton und Emilia



Till, Anton und Emilia



Michaela, Till und Anton setzten nach einem schönen Tag Ingrid im Berliner Hauptbahnhof in ihren Zug nach Wolfsburg: am 8. Mai 2023.



Michaela mit Emilia und Anton



Anton

Emilia – Foto von Iris Brosch

Der Ausgangspunkt seit November 1955. Und zwar die Eigentumswohnung am Wollmarkt Nr. 7. Damit hatte der Vater eines seiner beiden Lebensziele erreicht. Mich "studieren lassen" war sein anderes. Die Wohnung musste wegen Vaters Geschäft zum "Ein- und Ausladen" parterre liegen. Dazu lag sie leider auch noch nach Norden, sodass nur in die nach Westen gelegene Küche mal ein später Sonnenstrahl fiel. Sie besteht aus 3 Zimmern, Küche und Bad – ein Badeofen, der geheizt werden musste, mit Kupfermantel und später schließlich einer Wäscheschleuder für die Windeln. Von Anfang an war eines der drei Zimmer für mich bestimmt. Das kleine mittlere war das "Büro" mit einem Bett und im Wohnzimmer wurde eine Schlafcouch jeden Abend für die Mutter zum Bett umgewandelt.

Als wir Anfang November dort einzogen, begann gerade das Wintersemester. Ich fuhr von Braunschweig aus mit dem Bus in die Schule in Wolfenbüttel, es war ein halbes Jahr vorm Abitur. Ich nutzte die Nähe der TU und nahm an 6 Wochenstunden teil: je eine zweistündige Vorlesung in Philosophie – bei Professor Glockner: Antike - und in Germanistik bei Prof Hoppe und ein Seminar, auch in Germanistik. Beiden Professoren stellte ich mich vor und bat um die Erlaubnis, an ihren Veranstaltungen teilzunehmen. Sie schienen das gerne zu erlauben.

Erstes Halbjahr nach Kassel-Wilhelmshöhe, dann ein halbes Jahr in der Stadt, weil ich nicht, was damals möglich gewesen wäre, in einem Wintersemester mit dem Studium anfangen wollte. Keine gute Idee war die Oskar-Kämmer-Schule, die einen halbjährigen Abiturientenkurs anbot, in der aber neben mir nur eine andere, dann flüchtigen Abiturientin, und sechs, die die Realschule absolviert hatten, waren. Die anderen hatten einen Hauptschulabschluss. In Steno und Schreibmaschine war das ja nicht wichtig, aber in allen anderen Fächern wurde die Geduld von uns sieben reichlich strapaziert. Also konzentrierte ich mich so auf das Maschineschreibenlernen, dass ich nach vier Wochen eine Sehnenscheidenentzündung bekam. Ich war dann (wieder?) bei Dr. Claasen und sagte ihm wohl, dass ich nun wenigstens anfangen wolle, Griechisch zu lernen, und zwar nach dem Buch, das in Marburg üblich war. Ich wollte im Sommersemester 1957 in Marburg mit dem Studium anfangen. Er hatte in (s)einem Haus in der oberen Etage einige griechische Studenten wohnen und sagte, er werde sie fragen, ob einer mir Unterricht geben möchte. Jorgo wollte. Nur leider stand ihm Altgriechisch nicht zur Verfügung. Also sollte ich die Buchstaben lesen und die Worte aussprechen lernen. So lernte ich also die neugriechische Aussprache – es war der reine Phonetikkurs! Ich musste so lange die Aussprache eines jeden Wortes üben, bis Jorgo endlich zufrieden war. Meine Aussprache wurde dann später in Griechenland als sehr gut beurteilt. Jorgo hätte gerne eine Beziehung mit mir angefangen, aber er war mir zu hässlich und schien auch nicht sehr klug zu sein. Schließlich musste er später zu einem Technikum wechseln. Er verbrauchte durch sein Studium, das sich ungehörig in die Länge zog, das Familienvermögen, sodass seine Schwester Evjenia eine alte Jungfer wurde, denn sie war weder schön noch hatte sie Mitgift. Von einem normalen Gehalt konnte damals in Griechenland nur eine Familie leben, die Wohnungseigentum besaß, und das musste die Frau mit in die Ehe bringen.

Ich lernte aber doch Zehnfingerblindschreiben und das ist bis heute wichtig geblieben, hat mir im Studium allerdings einige Extraarbeit, wenn auch kein Extraeinkommen beschwert. Alfred musste schließlich die Arbeit über seine Examensgeburt alleine zu Ende tippen, als das Kind Anstalten machte, in Stücken aus der adopösen Mutter herausgeholt zu werden. Meine Mutter arbeitete ein Jahr lang für die Organisation Sonnenberg, die sich nach ihrem Haus im Harz nannte. Das tat uns allen gut.

Noch während meiner unglücklichen Handelsschulzeit lernte ich den persischen Elektrotechnikstudenten Said Modabber kennen. Ich erinnere mich nicht, bei welcher Gelegenheit. Er war Bahai. Seine Familie war Bahai, und da sie im Iran ihre Religion nicht ausüben konnten, wanderten sie aus. Er war mit anderen iranischen Studenten, die auch Bahai war, befreundet. Er kam oft zu uns und waren ungestört in meinem Zimmer, aber meine Mutter hatte ihn so bearbeitet, dass er meine Jungfrauenschaft nicht "gefährdete". Zum "Ball der Nationen", die im Zusammenhang mit der TH jedes Jahr veranstaltet wurde hatte mich Jorgo eingeladen, leider, ich war so korrekt bzw. dumm, der ersten Einladung und nicht der zweiten, die von Said gekommen war, folgen zu wollen. Aber das hätte auch nichts genützt – oder hätte sich Said nicht zufriedengegeben, wenn ihm, wie also in diesem Fall Jorgo, nicht aufgemacht worden wäre. Die Mutter stellte für ihre kurze Mittagsruhe kurz die Klingel ab und gerade – was für ein Zufall! – am Tag des Balls der Nationen hatte sie "vergessen", die Klingel wieder anzustellen, sodass Jorgo sich nicht bemerkbar machen konnte, als er mich abholen wollte. Ich saß fertig aufgemacht da und wartete vergeblich auf ihn. Inzwischen zweifele ich doch daran, dass mir da nur das Unterbewusstsein der Mutter mitgespielt hatte.

Als ich im Sommer 1961 aus Kreta zurückkam, fuhr ihr zunächst nach Göttingen, dann weiter nach Braunschweig. Es war ja nicht das erste Mal, dass die Periode ausgeblieben war, ich sei etwas unterentwickelt hatte der Frauenarzt damals gesagt. Nun sagte er auf meine diesbezügliche Frage: "Durchaus nicht! Sie sind im 3. Monat schwanger." Als ich zum Wollmarkt kam, sagte ich: "Ich muss sofort nach Göttingen!" Da antwortete die Mutter: "Ich hab mir schon überlegt, wo wir das Kinderbett hinstellen." Später schreibt die Mutter in einer Verdüsterung, die manchmal über sie kommen konnte, an mich und auch an Wanjas Adoptivvater entsetzliche Briefe. Der steht ihr in seinen Erwiderungen allerdings in nichts nach.

Dann kehrte ich Weihnachten in meinem 10. Göttinger Semester zurück und wir bereiteten uns auf die Geburt Didos vor. Damals erfuhren die Mütter das Geschlecht ihres Kindes in der Regel bei der Geburt. Ich wünschte mir einen Jungen, meine Eltern wohl auch, darum bereiten wir uns auf ein Mädchen vor, um nicht enttäuscht zu werden. Ich hatte alle Scheine für das Semester zusammen und sprach mit den Professoren) und Weber (Systematik) und wohl noch nicht mit den Germanisten über den Grund für meine 3semestrige Pause und Konzelmann (neues Testament meine Absicht, bei ihnen nach einem weiteren Studienjahr Examen zu machen. Besonders Konzelmann war sehr verständnisvoll und ermutigend.

Zur Überwindung der damals sehr schwierigen Situation leistete der Vater seinen Beitrag dadurch, dass er sich – im Gegensatz zur Mutter – pragmatisch weigerte, sie als Katastrophe anzuerkennen, bzw. sie zur Katastrophe zu machen. Die Mutter, die zunächst ganz praktisch reagiert hatte, steigerte sich dann in eine Hysterie, die sie zu Beziehungen verheerenden Briefen an Bernt, Angehörigen ihrer Generation, und die Tochter veranlasste.



Selbviert. Die Eltern finden ihren verlorengegangenen Sohn im Enkel wieder. Die Mutter traut der Tochter offenbar nicht zu, dass sie auf Tills Köpfchen achten würde. Wer mag das Foto gemacht haben?

Dann traf ich in Braunschweig Professor Hoppe wieder, der mich von der Zeit vor dem Abitur kennengelernt hatte. Er bot mir eine Halbtagsstelle bei der Ausgabe der Werke Wilhelm Raabes an. Es bestand die Aussicht, dass ich dort auch für meine Examensarbeit würde arbeiten können. Professor Schreinert, ein germanistischer Außenseiter in Göttingen, arbeitete an der Ausgabe mit und so ergab es sich, dass ich bei ihm Examen würde machen müssen, also bei einem, dem wichtig war, in welcher Reihenfolge sich Hans Sachs in welchen Orten aufgehalten hatte. Eine opportunistische Entscheidung. Vormittags wurde Till von der begeisterten Großmutter gut gehütet und ich hatte den nötigen Auslauf.



Großvater und Enkel

#### **Cochin in Kerala**

"In Goa, wo ich einige Monate wohnte, war ich in einer Buchhandlung auf *My Story* gestoßen. Ich hatte mich gleich an Ort und Stelle festgelesen und zu Hause in Merces (**Goa**) kam mir der Einfall: Das würde ich gerne übersetzen! Ich erkundete Kamalas Wohnort und die Telefonnummer und rief an. Sie war am Telefon gleich sehr freundlich und lud mich für eine Woche nach Cochin ein. Sie habe eine kleine Gästewohnung gleich neben der ihren, in der ich ungestört wohnen könne. Wie schön und aufregend!" (Aus dem Vorwort von *Herbstbeginn*.)

Das war dann der Beginn meiner neuen Karriere! 1000 km nach Süden waren am ehesten mit dem Flugzeug zu bewältigen. Wie ich schließlich bis zu ihrer Wohnungstür gelangte, weiß ich nicht mehr. Der Rückflug nach Dabolim zog sich über Tage hin, die mit Warten auf dem Flughafen und schließlich einem Aufenthalt in einem recht komfortablen Hotel ausgefüllt wurden. Dazu gehörte ein stimmungsvolles Abendessen in einem, wie üblich, schwach erleuchteten Restaurant (man kann mit Mühe die Speisekarte entziffern!).

Kamalas Wohnung lag in einem modernen Haus am Rand von Cochin. Separat von ihrer Wohnung besaß sie eine kleine Gästewohnung, die sogar eine in der Nacht von großen Kakerlaken bevölkerten Küche aufzuweisen hatte. Tagelang versuchte ich, Kamala in Ruhe zu sprechen, denn ich hatte ihr viele Fragen zu stellen. Immer waren Leute da und schließlich riss sie sich einmal los und kam in die Gästewohnung, damit wir in Ruhe miteinander sprechen konnten. Ihre junge schöne persönliche Dienerin hielt uns die Leute vom Hals.

Im eBuch meiner Übersetzung von *My Story*, die ich *Herbstbeginn* (nach dem Titel eines der die Kapitel einleitenden Gedichte) genannt habe, erzähle ich in einem Nachwort von meinem Aufenthalt dort.



Kamala Das und Ingrid von Heiseler auf der Frontseite einer Zeitschrift, Februar 1999.

http://ingridvonheiseler.formatlabor.net/?p=192

Ich gebe es hier wieder:

#### Nachwort zu Herbstbeginn

Am 12. Februar 1999 morgens um zehn Uhr ruft der Veranstalter in KAMALA DAS' modernem Apartment in einer fast noch ländlichen Gegend von Cochin in Kerala an. Morgen Vormittag soll sie bei einem Krishna-Fest auftreten, das in einem hundertachtzig Kilometer entfernten Ort stattfindet. Das bedeutet eine vier- bis fünfstündige Autofahrt. Das Fest wird zu Ehren des bekannten Dichters aus dem 16. Jahrhundert gefeiert. Er schrieb in Malayalam, der Sprache der Region und kritisierte die Macht der Brahmanen. Er verehrte Krishna und hatte Visionen von ihm. KAMALA DAS gilt auch als Krishna-Verehrerin. Bisher hat sie noch nicht zugesagt, denn ihr Arzt rät dringend von der strapaziösen Fahrt ab. Sie hat drei Herzinfarkte hinter sich. Der junge Mann weint am Telefon. Wenn KAMALA DAS nicht komme, müsse er Gift nehmen und sich umbringen.

Ihr Arzt habe es ihr verboten.

Der Veranstalter bezahle ein Taxi mit Klimaanlage und natürlich die Übernachtung im Hotel.

Sie habe Besuch.

Dieser Besuch bin ich. [...]

Den Besuch solle sie mitbringen.

Sie wolle keine Rede halten.

Das sei nicht nötig, sie brauche nur ihr Gesicht zu zeigen.

Sie will nicht seinen Tod verschulden und sagt deshalb zu.

Die Fahrt ist tatsächlich strapaziös. Als wir im Hotel ankommen, gesteht man ihr eine kleine Pause zu, dann stürzen sich Reporter auf sie. Auf diese Weise gerate auch ich auf die Titelseite einer Zeitschrift (s.o.). Sie stellt mich überall als "German writer" vor und tatsächlich schreibe ich an meinem zweiten Buch, dem Buch *Lost in Goa* ("Fakten und Fiktion").

Am nächsten Morgen bringt uns das Auto zum Kultort. Als wir die nach allen Seiten offene Halle betreten, sinkt eine junge Frau in grünem Gewand Kamala weinend an die Brust. Die Teilnehmer sitzen auf Bänken, die auf beiden Seiten eines breiten Ganges in zwei Reihen hintereinanderstehen. Auf der einen Seite sitzen Frauen und viele Kinder, auf der anderen Männer und wenige Kinder. Alle erheben sich, als Kamala vorübergeht und grüßen sie, indem sie sich mit zusammengelegten Händen verneigen. Wir nehmen neben einigen Herren auf dem Podium Platz. Man reicht uns Trink-Kokosnüsse. KAMALA DAS spricht frei.

Kurz darauf verlassen wir das Podium. Sofort sind wir, obwohl die Ansprachen weitergehen, von einer Wolke von Autogrammjägern umgeben. Fast alle sind jung, einige Kinder. Man stellt der Dichterin einen Stuhl hin. Nach einigen Minuten steht sie auf und man bahnt ihr einen Weg zum Auto. Durch die offenen Fenster werden weiter Zettel und Hefte für Autogramme gereicht. Schließlich gibt der Veranstalter dem Fahrer endgültig das Zeichen zum Aufbruch. Auch noch während des Mittagessens, das man uns in den Zimmern serviert, habe sie ein Interview geben müssen, sagt sie später.

Obwohl bekannt ist, dass KAMALA DAS vom Schreiben und Reden leben muss, hat man ihr kein Honorar angeboten. "Man gibt doch ein Geschenk: ein paar Orangen oder Blumen", sagt sie später. Für eine Lebensrettung ist das nicht zu viel verlangt, finde ich. KAMALA DAS kommt völlig erschöpft von der vierstündigen Rückfahrt zu Hause an. Sie trinkt ihren Kräutertee und legt sich hin.

Am nächsten Tag hat sich KAMALA DAS anscheinend völlig erholt und plaudert lebhaft und humorvoll beim ausgedehnten zweiten Frühstück. Dann werden wir zum "Baumfest" abgeholt. Der Veranstalter ist eine Öko-Gemeinschaft, die in der Nähe des Fort Cochin "sehr einfach" zusammenlebt. Sie besteht zumeist aus jungen Europäern. Geleitet wird die Gemeinschaft von einem indischen Künstler und seiner indisch gekleideten spanischen Frau. Die Teilnehmer stehen und sitzen im Halbkreis um den dicken, alten, mit Blumengirlanden geschmückten Baum. Einige Ansprachen werden gehalten. Eine amerikanische Schwesterorganisation hat eine Abgeordnete geschickt, die ein langes Gedicht von Walt Whitman vorliest. Dann spricht KAMALA DAS mit junger, sanfter Stimme. Am selben Abend noch wird das ausführlich im Fernsehen gesendet. Auch beim Baumfest drängen sich Autogrammjäger heran. KAMALA DAS weist sie ab, indem sie mit der Hand in Richtung der Musiker zeigt, die zu spielen begonnen haben.

Am Tag darauf muss KAMAL DAS für die Ausschweifungen der letzten beiden Tage büßen. Sie hat Schmerzen in der Brust. Diesmal gehorcht sie dem Arzt, der ihr strikte Bettruhe verordnet hat. Aber nur kurz. Sie schläft und vier Stunden später steht sie schön und ausgeruht vor mir: "Wir gehen zu einer Preisverteilung. Die besten Fotografen werden ausgezeichnet." Sie wolle, dass die Leute sie für gesund halten. Sie verkleide sich als Gesunde, sagt sie. Für die feierliche Gelegenheit wird sie

einen schwarzen Sari tragen. Sie mag Schwarz. Die Leute hier mögen Schwarz nicht. Der Sari ist reich rot und weiß bestickt.

Es gibt kaum eine Chance, auch nur ein paar Minuten lang ungestört mit KAMALA DAS zu sprechen, weil ständig Besucher einfallen. Jeden Sonntag kommt der junge katholische Zahnarzt fünfundvierzig Kilometer in seinem neuen Maruti mit Klimaanlage und Fahrer, um sich neue Kraft für die nächste Woche zu holen. Er erklärt mir, er brauche "Ammas" (Mutters) Nähe. Andere gingen in die Kirche, er sitze bei Amma. Er sorgt dafür, dass sie sich eine Mittagsruhe gönnt und spricht mit den - sicherlich enttäuschten - Besuchern.

An einem der Abende kommt eine junge Frau. Sie sei erst kurz in Cochin, habe gehört, dass KAMALA DAS hier wohne und habe sie sehen wollen. "Und, sind Sie nun enttäuscht?", fragt die Dichterin kokett. Der Mann warte unten. "Hat er Angst vor mir?"

An einem anderen Abend sitzen drei Männer auf dem Sofa. Einer von ihnen war einmal ein extremer Linker - man munkelt, er habe Menschen umgebracht - und gibt jetzt eine kleine Zeitschrift heraus. KAMALA DAS will ihm helfen, indem sie ohne Honorar etwas für sein Blättchen schreibt. Sie unterhält die Männer, die andächtig zuhören. Leider habe sie in ihrem ganzen Leben niemals einen Mann getroffen, der sie wirklich geliebt habe. Sie hätte einen armen Lehrer heiraten mögen, der sie innig liebt. Sie hätte für ihn gekocht, sein einfaches Leben geteilt, er hätte ihr Haar auf sein Gesicht gelegt und sie geliebt. Das sei eine sehr romantische Vorstellung, sage ich. "Ja", sagt KAMAL DAS, "ich war immer sehr romantisch!"

Zum Schreiben findet sie nur nachts Zeit. Sie isst früh zu Abend und geht dann schlafen. Um drei Uhr in der Nacht steht sie auf, um zu arbeiten. Sie schreibt jetzt vor allem Kolumnen für Zeitungen und Zeitschriften. Nachdem ihre Autobiographie beendet war, wollte sie nicht mehr über sich schreiben. Sie hängte alle Spiegel ab, um sich selbst zu vergessen. Sie wollte nicht mehr nur in ihren Gefühlen, sondern für andere leben. Sie versuchte es mit der Politik. Man holte sie gerne zum Redenhalten, aber nur die Jungen wollten sie wählen, den Älteren war sie zu unkonventionell in ihrem Denken.

"Im Alter bekommt man, was man sich immer gewünscht hat", sagt sie. Sie habe Liebe gewollt, die bekomme sie jetzt im Überfluss. Wenn junge Leute sich zu ihren Füßen setzen, streichelt sie ihr Haar als Geste der Zärtlichkeit. Die Jungen sind darüber glücklich. "Jemand schreibt ein einziges Buch, das berühmt wir und wird dadurch zur LEGENDE", sagt sie.

KAMALA DAS erzählt auf eine solche Weise, dass alle gebannt zuhören. Ich gebe hier drei ihrer Geschichten wieder, die Schlaglichter auf ihre Persönlichkeit werfen:

Ein indischer Schriftsteller liest eine Erzählung vor, in der ein einfacher Inder eine Rolle spielt, der für seine Familie auf dem Markt einkauft. Der Autor lässt den Mann gebrochenes Englisch sprechen. Die Zuhörer amüsieren sich königlich. Kamala sagt, der Mann in der Erzählung sei ein guter Familienvater, das sei von Bedeutung. Aber warum sollte er als Inder "gutes" Englisch sprechen? Der Schriftsteller solle sich schämen, dass er auf Kosten seiner Landsleute den Clown spiele.

"Was hältst du vom Feminismus?", fragt sie mich. Sie stamme aus einer matriarchalischen Familie. Sie brauche den Feminismus nicht. Vor Jahren war sie zu einer Tagung in Albanee mit dem Thema: "Das Recht der Frau auf Orgasmus" eingeladen. Als sie an der Reihe war, sprach sie über Indien. Wenn Kinder nicht mehr hungerten, wenn Frauen nicht mehr lange Wege zurücklegen müssten, um Wasser zu holen, dann werde sie sich um Orgasmen kümmern. Nur Frauen aus reichen Ländern könnten solche "Probleme" haben und diskutieren.

Während eines ihrer Deutschlandaufenthalte wird sie fürs Fernsehen interviewt. Die Reporterin sagt zu ihr: Auch nachdem die Briten abgezogen seien, hätten die Inder ihre Sklavenmentalität behalten. KAMALA DAS darauf: Die Reporterin müsse als Deutsche ja wissen,

wovon sie spreche. "Wieso?" In der Nacht hat KAMALA DAS vor ihrem Hotelfenster amerikanische Soldaten patrouillieren sehen. Das seien Sicherheitskräfte. KAMALA DAS fragt, warum die Deutschen zu ihrer Sicherheit Amerikaner brauchten. Die Inder könnten sehr gut für ihre eigene Sicherheit sorgen. Die Reporterin sagt zur Aufnahme, dieser Teil des Interviews solle gelöscht werden. KAMALA DAS hat dafür kein Verständnis und bricht das Interview ab.

Drei Monate später kommt ein Mann zu ihr nach Cochin, der sich im Namen der deutschen Regierung bei KAMALA DAS entschuldigt. Sie bezweifelt, dass er tatsächlich von der Regierung geschickt worden sei, aber sie nimmt die Entschuldigung an.

Was ist aus den Menschen und Beziehungen geworden, von denen KAMALA DAS in ihrer Autobiographie schreibt?

Ihre Familie wollte, dass sie den Inhalt von "My Story" widerruft. Der Stein des Anstoßes war: Eine Hindufrau aus guter Familie bekennt sich zu einem Ehebruch. Ihr Mann war der Einzige in der Familie, der zu ihr hielt, nachdem das Erscheinen ihrer Autobiographie eine gesellschaftliche Katastrophe ausgelöst hatte. Ihm bedeutete ihr literarischer Ruhm - und das Geld, von dem sie nach seiner Erkrankung ihren Lebensunterhalt bestritten - mehr, als ihn die Indiskretionen im Buch störten.

"Er kümmerte sich nicht um den Inhalt des Buches", sagt KAMALA DAS.

Sie habe zwar geschrieben, ihre Ehe sei "gescheitert", sage ich, aber ich hätte aus dem Buch den Eindruck einer tiefen Verbundenheit zwischen ihr und ihrem Mann gewonnen. Eine solche Ehe bezeichne man in Deutschland nicht als "gescheitert". KAMALA DAS freut sich, dass jemand diesen Eindruck aus dem Buch gewinnen könne. Sie sei oft missverstanden worden. Man frage sie immer wieder, warum sie sich denn nicht habe scheiden lassen. Aber das wollte sie gar nicht. "Es war eine tiefe freundschaftliche Beziehung", sagt sie. "Wir wollten uns gegenseitig beschützen." In der letzten Zeit seiner Parkinsonschen Krankheit habe sie eine besonders hübsche Krankenschwester für ihn engagiert, die ihm mit ihrer melodiösen Stimme vorgesungen habe, weil sie als seine Frau gewusst habe, das würde ihm Freude bereiten. Er war ihr dafür sehr dankbar. Als ihr Mann starb, sei sie hoffnungslos traurig gewesen. "In der alten Zeit" wäre sie gerne ins Witwenfeuer gesprungen.

An der Wand des Wohnzimmers hängt ein Portrait ihres Vaters. Er ist 1980 gestorben. Während der Zeit der Diktatur griff KAMALA DAS Indira Gandhi öffentlich an. Ihr Vater verlangte, dass sie sich dafür entschuldige. Sie lehnte ab. Da verstieß er seine Tochter.

Die Mutter hat nach dem Tod des Vaters sechzehn Jahre bei KAMALA DAS gelebt und geistig frisch an ihrem gesellschaftlich-literarischen Leben teilgenommen. Vor drei Jahren holte Kamalas Schwester sie in ihr Haus. Sie ist Ärztin und "glaubt daran", dass alte Menschen Ruhe brauchten. Seitdem vegetiert die Mutter in ihrem Zimmer dahin. KAMALA besucht sie täglich und ist sehr traurig über ihren Zustand. "Was nützt es ihr nun, dass sie einmal die Veden auswendig konnte?", fragt sie.

Die Söhne sind alle in der Leitung der "Times of India" beschäftigt. Manu, der älteste, ist Vizepräsident der Zeitung und lebt in Delhi. Er ist mit einer umfangreichen Prinzessin verheiratet, die ihn ständig bedient, während er unaufhörlich liest. Sie haben keine Kinder. Keiner der Söhne ist an den schönen, alten Sachen und der Familienkultur interessiert. Wie ihr Vater sind sie sehr gute Geschäftsleute. KAMALA DAS ist traurig darüber, dass mit ihr die Familientradition sterben werde. Die Enkel sind noch Kinder. Das Nalapathaus ist in KAMALAS Besitz. Sie will es verkaufen, aber die Preise seien in letzter Zeit sehr gefallen, da wolle sie es lieber noch behalten. Es ist etwa achtzig Kilometer von Cochin entfernt. Beim indischen Straßenzustand und -verkehr ist das eine große Entfernung.

Als ich kam, fragte ich KAMALA DAS naiv, ob sie nicht zur Überbrückung der langen Zeit, die zwischen dem ersten Erscheinen ihrer Autobiographie in der Zeitschrift und der deutschen

Übersetzung vergehen werde, noch ein paar Kapitel hinzufügen wolle. "Das würde lange dauern", antwortete sie freundlich und diplomatisch. Ein paar Tage später sagte sie: "Du siehst, wie ich lebe. Ich gebe gerne Gefühle und empfange gerne Gefühle. Wenn ich in Bombay oder Kalkutta lebte, hätte ich das nicht." Alle in Cochin kennen sie. Viele sagen "Amma" (Mutter) zu ihr und berühren voller Verehrung ihre Füße.

"Das kannst du den deutschen Lesern erzählen. Sie werden verstehen."

My Story ist 1976 zuerst erschienen, als Kamala zweiundvierzig Jahre alt war. Sie erlebte diese Zeit damals wohl (auch) als "Herbstbeginn", wie das Gedicht am Anfang von Kapitel 42 beginnt (und überschrieben ist).

Nachtrag Oktober 2009: Kamala starb am 31. Mai, nachdem sie am 31. März (Sie sagte mir, eigentlich sei sie am 1. April geboren, aber sie habe nicht als Aprilscherz durch die Welt gehen wollen) fünfundsiebzig Jahre alt geworden war am Asthma, unter dem sie schon sehr lange gelitten hatte.

http://en.wikipedia.org/wiki/Kamala\_Surayya

http://www.theglobeandmail.com/globe-debate/exclusive-excerpt-the-rebirth-of-kamala-dass-passion/article 565786/

#### Dierdorf

Das Anwesen in Dierdorf bestand aus dem großen Lehmhaus und dem Kleinen Haus, die beide an der Straße lagen, und weiteren Gebäuden um einen großen Hof herum. Dazu gehörte Landbesitz. Das Lehmhaus hatte mehrere Stockwerke. Im obersten Stock waren Mansarden, die zur Unterbringung von Gästen dienten oder von (Miete zahlenden oder nicht) Dauermietern bewohnt wurde. Nach Tamaras Tod zog Wanja von einem Stockwerk ins nächste, wenn er eines verwüstet hatte. Nach der Übergabe an die Söhne wurde im untersten Stockwerk ein Obdachloser einquartiert. Schließlich brannte das Haus ab und es stellte sich heraus, dass die drei juristischen Professionellen (Sascha) und juristisch interessierten Laien (Wanja und Till) zusammen mit Michaelas Mutter Maria Luise, die damals ein großes Mietshaus in Berlin Charlottenburg verwaltete und deshalb als Expertin galt, keine Feuerversicherung abgeschlossen hatten. Ob der Obdachlose mit verbrannt war oder nicht, kann ich mich nicht erinnern. Alle Ereignisse um diesen Grundbesitz herum waren für mich unvorstellbar und mysteriös.

Zurück in den Herbst des Jahres 1961: Von Köln aus rief ich an ... (Näheres in *Leben10Anfänge* S. 127). Später war ich vermutlich zu beiden Hochzeiten Wanjas eingeladen, einer mit Marcella und einer mit der Juristin Sylvia. Bei einer der beiden Hochzeiten wurde im Garten ein ganzes Tier am Spieß gebraten. Marcella verließ Dierdorf, als Sascha dreieinhalb war und ging nach Südfrankreich. Mir tat das verlassene Kind leid und ich beschäftigte mich mit ihm. Tamara bot mich ihm an, aber Sascha sagte: "Ich hab doch Marcella." Einmal baute sich Wanja groß vor dem kleinen Jungen auf und sagte in autoritärem Ton, natürlich aus gegebenem Anlass: "Man schießt nicht auf Menschen!" Ich fürchtete, diese kleine Szene sei typisch für Wanjas Beziehung zu dem Kind. Schließlich musste der Junge ja erzogen werden!

Bei einem anderen Besuch in Dierdorf ist Till vielleicht 11, höchstens 12. Wir sitzen am großen ovalen (?) Tisch, Till mir gegenüber, Wanja zwischen uns, rechts von mir. Sein Sohn muss sich doch durch irgendetwas auszeichnen, er kann doch kein ganz gewöhnliches Kind sein! Vielleicht hat er noch nach anderem diesbezüglich gefragt, dann behauptet er, ein Kind in Tills Alter müsse so hoch springen können, wie es groß ist. Das war dann zu viel. Das selbstständige Kind steht auf, geht auf der anderen Seite um den Tisch herum und stellt sich wie schutzsuchend neben mich. In dem Augenblick

scheint der Entschluss in ihm gereift zu sein: Meinem Vater will ich erst wieder begegnen, wenn ich es in irgendeiner Weise mit ihm aufnehmen kann! Das hat dann vermutlich einige Zeit gedauert. Er übt mit seinem Freund und leidenschaftlichen Schachspieler Ulf. Bei seinem nächsten Vaterbesuch fordert er Wanja zum Schachspielen auf. Der sagt, Till solle es doch mit (dem 10 Jahre jüngeren) Sascha versuchen. Nein, Till besteht darauf. Und tatsächlich gewinnt er einmal – oder gar öfter – im Schach gegen seinen Vater! Diese Erfahrungen bestätigen mich darin, dass Till seelisch gesünder ohne die ständige Anwesenheit seines Vaters aufwächst. Soziologie war dessen Fach – Pädagogik jedenfalls nicht.

Einmal haben Till und ich auf einer Reise gen Süden – wohin? – Station in Dierdorf gemacht. (Wanjas jüngerer Bruder) Andrej hatte inzwischen die Ärztin Gisela geheiratet und sie hatten einen engelgleichen kleinen Sohn, Nikolai. Er erinnerte an das Kind im Dr. Faustus. Ich hatte mal ein Bilderbuch für Nikolai geschickt, das sie als geschmacklos wohl nicht nur zurückgewiesen, sondern sogar -geschickt hatte. Till war von dem kleinen Vetter bezaubert, er war ein paar Jahre jünger. Gisela gefiel das und sie lud Till für die nächsten Ferien ein. Sie fuhr täglich im Auto in eine Nachbarschaft, wo sie in der Klinik arbeitete, kann sein, dass sie Nikolai während ihrer Arbeitszeit dort betreuen ließ. Tamara hatte einen kleineren Hund. Sie wohnte oberhalb einer Treppe im großen Lehmhaus. Einmal hatte der Hund Nikolai am Auge gekratzt, als er vor seiner Mutter die Treppe raufkam. Diesen kleinen Kratzer an ihrem kostbaren Kind nahm Gisela so übel, dass sie mir, noch ganz gekränkt, davon erzählte. Daran musste ich später natürlich denken. Als wir von der Reise zurückkamen, fand ich einen Trauerbrief vor, den ich zunächst überhaupt nicht einordnen konnte. Mit einem Zitat aus dem Kleinen Prinzen wurde der Tod von Gisela und Nikolai Abel angezeigt. Bei irgendeiner Gelegenheit hatte sie zu mir gesagt: Nikolai ist ohne mich nicht denkbar und ich nicht ohne ihn. Sie hatte sich und das Kind gut gezielt gegen einen Brückenpfeiler auf der Autobahn getötet. Vorher hatte sie sehr liebevoll ihre Todesnachricht vorbereitet. Bald darauf luden mich ihre Eltern, die in Berlin wohnten, ein, sie zu besuchen, wenn ich wieder einmal in der Stadt sei. Sie wollten mich fragen, ob ich "irgendetwas gemerkt" hätte, als wir kurz vor dem Mord und Selbstmord in Dierdorf gewesen waren. Gisela wollte sich von Andrej trennen und er war einverstanden, "aber das Kind bleibt hier!" Sie hatte wohl genug Lebenserfahrung, um zu wissen, dass jedes Gericht der unbescholtenen Mutter bis zum vollendeten 6. Lebensjahr ein Kind zusprechen würde. Die Eltern waren überzeugt, dass Andrej einer verschworenen Gemeinschaft angehöre, alles sei eine Verschwörung gewesen. Auch sie seien bedroht. Wenn ich aus ihrem Haus käme, solle ich mich sorgfältig nach allen Seiten umsehen, ob ich verfolgt würde. Was davon Gisela geglaubt hatte, weiß ich natürlich nicht. Da ich weiter nichts bemerkte, schien mir der Verfolgungswahn, zumindest der Eltern, die größere Gefahr zu sein. Es muss ein furchtbarer Schlag für sie gewesen sein und vielleicht trösteten sie sich ein bisschen damit, dass Gisela und Nikolai stärkeren Mächten zum Opfer gefallen waren. Andrej hatte es in der Internatsschule in Neubeuern, in die Wanja von der 5. Klasse bis zum Abitur und eine Generation früher sein Onkel Boris gegangen waren (vgl. Russenjunge), nicht geschafft. Er war dann zu einer Lehre in einen Ort geschickt worden, in der sich die Nymphomanin Tante Hilde seiner angenommen hatte. Sie war irgendwie mit den Abels verwandt. Ich erlebte die beiden bei allen Gelegenheiten, bei denen wir zusammentrafen, als immer eng eingehaktes Paar -Tamara wusste angeblich nichts von der sexuellen Beziehung. Der Tochter war die Mutter peinlich, sie traute sich nicht, irgendwelche Klassenkameraden zu sich einzuladen, die Mutter würde sie auf der Stelle ent- und verführen.

Andrej hatte mit einer Frau, die psychisch (zumindest) labil war, eine Tochter, folgerichtig Andrea genannt, die etwa zur selben Zeit wie Nikolai geboren worden war. Von ihrer Existenz erfuhr die

Familie erst, als Andrea schon eine junge Frau war, sie durfte dann – für wen? – als eine Art Sekretärin arbeiten. Andrejs zweite Frau wurde Nele genannt. Ich lernte sie bei einem Fest in einem Sommer in ihrem Haus kennen. Das Haus hatte Andrej von dem Geld gebaut, das Wanja von Bernt geerbt hatte und das Wanja gegen den Besitz von Haus und Hof Abel in Dierdorf, der Andrej zugefallen war, getauscht. (Andrej und Familie behielten "Wohnrecht", das die Übertragung auf Wanjas Söhne erschwerte.) Andrej litt damals schon an Akromegalie, ("Vergrößerung von Händen und Füßen, Vergröberung der Gesichtszüge, z.B. durch Wachstum von Kinn, Stirn und Nase" usw.) Ich erinnere mich an sein Aussehen, als er uns mit nacktem vollkommen monströsem runden Leib Essen servierte. Er war immer etwas unbekümmert und hatte, als seine Füße immer größer wurden, einfach immer größere Schuhe gekauft, bis es keine größeren mehr gab. Ich erinnere mich nicht, wann er gestorben ist.

Die Abels. Tamaras Mann und Wanjas und Andrejs Vater Wilhelm war Chemiker und in den letzten Kriegsjahren gefallen. Seine Eltern hatten eine Färberei und Grundbesitz. Sie wurden sehr alt. Tamara blieb für die Dorfbewohner ihr Leben lang eine Fremde. Sie trank jeden Abend (eine Flasche?) Wein und bot dann ihrem ständigen Freund das Du an. Ein paarmal habe ich das miterlebt.

Apropos Wein. Mit der 3. Ehefrau, der Rechtsanwältin Sylvia, hatte Wanja 10 Jahre nach Saschas und 20 Jahre nach Tills Geburt die Tochter Nelli bekommen. Sylvias Vater und Bruder waren auch Juristen - der Vater Richter - und ihr Leben lang - der Vater im Verborgenen, der Sohn, deswegen mit Berufsverbot belegt ebenso wie Sylvia und Wanja Kommunisten. Wanja kandidierte gelegentlich für die DKP. In Göttingen hatte der Dichter Volker von Törne ihn zum Kommunismus bekehrt und wegen seiner intensiven Arbeit für die Partei verlor Wanja die Chance, eine Assistentenstelle und damit Aussicht auf eine akademische Karriere in Soziologie zu bekommen. Als Nelli ein Baby war, war ich wieder einmal in Dierdorf zu Besuch. Aus den meisten Gesprächen schlossen sie mich aus, weil fast ausschließlich von Pferden die Rede war. Sascha wurde schon früh eingespannt: zum Pferde striegeln, zum Ausführen der Hunde – sie bewohnten unten im Haus – wie viele waren es? – einen stinkenden Raum – und vor der Schule musste er den Frühstückstisch decken. "Aber sicher", sagte Sylvia, "schließlich kann er zum Mittagessen ja nichts beitragen, weil er dann ja in der Schule ist." Nach all diesen sich aufdrängenden Abschweifungen zurück zu Nelly: Am Abend sahen die Eltern fern und tranken Rotwein dazu. Nelly musste dabei sein. Sie lag mit ihrer Mutter auf einer Couch, ihr Gesichtchen dem Fernseher zugekehrt. Zum Weintrinken saßen sie, Nelly war da vielleicht zwei Jahre alt, und da sie sie "nicht ausschließen konnten", wurde sie früh ans Weintrinken gewöhnt. Ich sah sie torkeln und hörte sie sagen "Wein, Wein", wenn ihr Glas leer war. Till war später einmal da und fuhr gleich wieder ab, denn er "konnte nicht mit ansehen, was sie mit dem Kind machen." Zu Wanjas Begräbnisfeier war Nelly angereist, fuhr noch am selben Tag zurück, sie muss damals 15 gewesen sein. Später verschwand sie für Jahre in der Drogenszene, sie soll gesagt haben, ohne Droge sei sie noch nie glücklich gewesen. Sylvia brach eine Zeit lang den Kontakt zu ihr ab. Die älteren Brüder Sascha und Till wurden einmal benachrichtigt, sie sollten sich um Nelly kümmern, die bei einem Ladendiebstahl erwischt worden war. Später kehrte sie zu ihrer Mutter zurück und sie teilten ihre Pferdevernarrtheit.

Nach dem Tod Tamaras und nachdem er die Erbschaft bekommen hatte, ließ Wanja im Hof die Bibliothek bauen, über den Ställen ein sehr lang gezogenes Geschoss mit sehr vielen Büchern. Ich habe dort gelegentlich auf einer Couch geschlafen, es gab auch ein kleines Badezimmer, aber wohl ohne Dusche. Zu dem großen Lehmhaus gab ein das sogenannte Kleine Haus, das einigen Generationen als Alterssitz gedient hatte. Dort wohnten auch die Großeltern Abel, sehr freundliche Menschen, mit ihrer damals schon geistig nicht mehr ganz fitten Tochter, die seit ihrer Jugend an

Diabetes litt. Ihr hatten die Ohnmachten bei Unterzuckerung gefallen und sie vermied sie nicht immer. Das scheint zu ihrem geistigen Verfall beigetragen zu haben. Das Kleine Haus wurde dadurch besonders interessant, weil sich dort ein Mord ereignet hatte. Sylvia übernahm es dann und dort war oder ist auch ihre Kanzlei.

#### Ein Gedi

Wir Gäste wurden streng außerhalb des Kibbuz' auf bewahrt. Der Esssaal war an seinem Rand, aber niemals verirrte sich ein Kibbuzmitglied dorthin. Neben unseren Hüttchen war ein großes Zelt mit unzähligen Puten, die sich darin drängten. Sie sahen schon etwas gerupft aus und wir konnten nur hoffen, dass sie gesund bleiben würden. Auf wenigstens einer der Reisen traf ich die Jägers, sehr angenehme Leute, der Mann mit einer furchtbaren Verleumdungsgeschichte durch eine Lehramtsreferendarin oder -praktikantin, seine Frau wurde noch dazu der "Beihilfe" oder "stillschweigenden Duldung" bezichtigt. Ich war schon erkältet hingekommen und begriff leider nicht, dass ich auf keinen Fall mit dem Kopf zum Fenster hätte liegen sollen. Ich sehe mich eingemummelt vor meiner Tür sitzen, die Hütten bestanden wohl nur aus einem bis zwei Zimmern. Jedenfalls war ich von dort aus auf Massada, rauf oder runter oder womöglich beides zu Fuß. Dort konnte ich mir die eindrucksvolle Geschichte gut vorstellen, der kollektive Selbstmord soll aber eine Legende sein. Die Rampe, auf der die Römer dann hochstiegen, ist wohl noch zu sehen. "Nie wieder Massada!", schwuren damals einige in Israel. In der benachbarten recht naturbelassenen Schlucht habe ich wohl auf einem wunderbaren Naturspaziergang einen lebendigen Steinbock gesehen. Natürlich fuhren die Gäste mit dem Shuttlebus runter ans Tote Meer, zum Spa. Dort war der Badearzt erst kurz zuvor aus Moskau nach Israel gekommen. Er war unter seinem Niveau beschäftigt und seine Frau, die Chirurgin, saß wohl ganz und gar nur in ihrem Wohncontainer und lernte Hebräisch, wie er auch. Wir fuhren einmal oder öfter im Bus gemeinsam runter und verständigten uns irgendwie, obwohl wir keine gemeinsame Sprache konnten. Ich war auch in Qumran. Davon sind mir nur rötlich-beige Steine und beige Erde im Gedächtnis geblieben. Vielleicht auch ein Höhleneingang. Es gibt von der Reise keine Fotos.

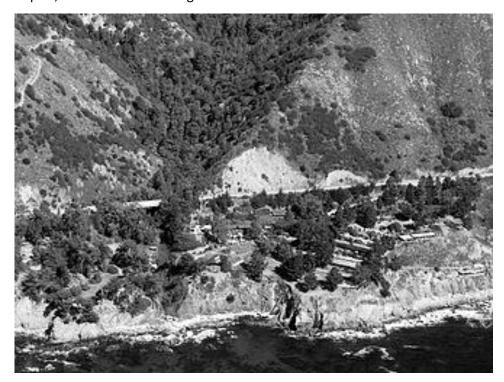
Eine bemerkenswerte Abreise: Ein Taxi sollte mich zum Ben Gurion fahren. Es kam nicht und auch kein Hinweis. Ich wandte mich also an jemanden, der da zuständig war und er war oder fühlte sich dafür verantwortlich, dass ich mein Flugzeug erreiche. Es gab nur einen dem Kibbuz gehörenden Bulli, dem leider die Heckscheibe fehlte. Wir fuhren also los, es wurde immer kälter, in Jerusalem lag Schnee. Schließlich kam ich auf den letzten Drücker an und mein Fahrer machte den Leuten klar, dass ich noch unbedingt mitfliegen müsse. Ob sie dann das "Interview" abgekürzt haben? Es hatte mir – war wohl davor – gut gefallen, so schnell auf schnelle Fragen zu antworten. Hat mir Spaß gemacht. Mochten nicht so viele.

#### Esalen

"Auf Grund des Zugangs zum Meer, des vorhandenen Süßwassers und der <u>heißen Quellen</u> war sie regelmäßig durch einen "<u>Esselen"</u> genannten Stamm der indianischen Urbevölkerung bewohnt…" https://de.wikipedia.org/wiki/Esalen-Institut

Dort hatte ich mich wohl von **SF** aus angemeldet, an der Abzweigung stand so etwas wie: "Nur Angemeldeten ist der Zutritt gestattet." Ich hatte mich zum 5-Tagekurs *Experiencing Esalen* und zum Wochenendkurs gleich danach *Sensitive Awarenes*s angemeldet. (Viel später: <u>Charles Brooks</u> und

Charlotte Selver, Erleben durch die Sinne. Taschenbuch 1995). Wie lernen sich die Gruppenmitglieder am besten kennen? Nackt im Hot Tube, das schon die Indianer – wie ist zurzeit der politisch korrekte Ausdruck? – nutzten. Unsere Gruppenleiterin Jeanette ist adipös. Ich bin im Hot Tube direkt neben ihr, gar auf Körperfühlung, und mir fällt auf, dass mir ihr dicker Körper nicht unangenehm ist - wie dergleichen sonst. Sie hat mal 0-Diät gemacht, bis sie dünn war, aber die Weise, wie sie danach hätte leben sollen, hat ihr gar nicht gefallen und sie hat wieder alles zugelegt. Die Sitzungen sollen um 9 oder war es 10? - beginnen, aber dann sitzt Jeanette noch ganz gemütlich im Café und wartet, dass ich sie drängen und abholen komme. Die anderen fühlen sich nicht dazu berufen. Es sind eine Frau in den Vierzigern, ehemals Model, mit wohl durch Schminken tief zerfurchtem Gesicht, ihre Tochter, ein älterer dünner Schwarzer, Barry Shapiro und noch ein anderer junger Jude und eine junge Frau mit hübschem leblosen Gesicht. Für sie ist das Ergebnis des 5-Tage-Kurses: "I'm not in touch with my feelings." Der andere junge Mann übernimmt die Stelle eines Begleiters bei ihr und Barry muss sich mit mir begnügen, die ich zwar lebendig, aber eben 40 Jahre alt bin. In USA höre ich dann bei anderer Gelegenheit - welcher? - zum ersten Mal in meinem Leben, ich sei "eine attraktive Frau". Feldenkrais-Übungen gehören auch zum Programm. Barry schafft es nicht, die rechte Hand zum linken Bein zu führen – als er mich bei unserem Küchendienst mal am Joint hatte ziehen lassen, gelang es mir dann auch nicht mehr. Es gab eine Einheit gegenseitige Massage, in der sich wohl das ExModel über den dirty old man, den Schwarzen, beklagte. In Esalen ging es ja eigentlich um "Gestalttherapie", Fritz Perls hatte dort gewirkt. Eine wechselvolle Geschichte ...



https://en.wikipedia.org/wiki/Esalen Institute

#### Geldrop

Es war für Regine wohl wirklich eine (Art) Heimkehr, als sie wieder nach Brabant, in den Süden zog, aus dem sie stammte. Sie war in Eindhoven aufgewachsen. Dort hatte ihre Schwester Suzanne das Elternhaus übernommen. Der Kontakt zu den Geschwistern Philipp und ein paar Jahre später zu Suzanne (da hatte es Erbstreitigkeiten gegeben) war in ihrer letzten Zeit eine große Stütze.

Seine Mutter hatte ihren zweiten Sohn Roger Damen – alle drei Kinder bekamen französische Namen – im "Gymnasium" angemeldet. In dieser Schulform werden fünf Fremdsprachen gelehrt. Zu

einer Abschlussprüfung, die den Zugang zur Hochschule erlaubt, können niederländische Kinder auch auf anderem, vermutlich leichterem Weg gelangen. Nach dem Schulabschluss besuchte Roger eine Hotelfachschule und arbeitete in verschiedenen Hotels, auch in Deutchland und in den USA. Schließlich erwies sich ihm dieser Berufsweg als nicht der richtige und er begann in Amsterdam Recht zu studieren. Es war wohl Steuerrecht. Seine Mutter bekam mit 50 Jahren, also 1986, einen Schlaganfall, nach dem sie halbseitig gelähmt war, und lehnte alle Rehamaßnahmen ab, sodass sie zunächst zu Hause in Eindhoven, wo ihr Mann sie pflegte, und später in unterschiedlichen Pflegeheimen untergebracht war. Während es Zeit für Rogers Studienabschluss in Amsterdam wurde, fuhr er jedes Wochenende nach Eindhoven, um dort die Pflege seiner Mutter zu übernehmen. Diesen Spagat hielt er auf die Dauer nicht aus und brach das Studium ab. Regine sagte mir, ihre Entscheidung zur Geschlechtsumwandlung habe Roger getroffen, weil damals eine grundsätzliche Entscheidung notwendig gewesen sei und die Alternative, der Bruch mit der Familie, die Befreiung von der Familie, die schmerzhaftere Entscheidung gewesen wäre. Bei der Entscheidung spielte wohl auch eine Rolle, dass bei Rogers Geburt nur ein Hoden gerutscht war und er - wie Regine meinte, auf Grund dessen – kaum jemals eine Erektion zustande gebracht hatte. Roger liebte Frauen. Kurz vor ihrem Tod sagte Regine zu mir, sie habe entweder ein "richtiger Mann" oder eine "richtige Frau" sein wollen.

Regine bewohnte in einer Siedlung eine Wohnung im 1. Stock, die ihrerseits über zwei Stockwerke ging: Oben Wohnzimmer und Küche, unten zwei Schlafzimmer und das Badezimmer. Die Treppe hatte auf beiden Seiten starke Geländer, die ich als Barren zum Auf- und Absteigen benutzte.

Die Beziehung zu ihrem Nachbarn Dennis, der um die 40 ist, wurde immer freundschaftlicher. Er war einer der wenigen, deren Anwesenheit sie gut "vertrug". Denis hat indisch-niederländische Eltern, die Mutter stammt aus Surinam. Dorthin waren aus Afrika und aus Indien Arbeiter "gebracht" worden. Er hatte wie Regine das Gymnasium mit 5 Fremdsprachen bewältigt und versucht, Psychologie zu studieren. Das war ihm aus einem mir unbekannten Grund nicht gelungen. Statt Abschluss hatte er Studiendarlehen angehäuft, die er mithilfe einer Art Zwangsarbeit abarbeitet. Denis hat Regine, besonders in ihrer letzten Zeit, sehr unterstützt.

Einige Jahre lang besuchte ich Regine dort. Dann brach sie am 15. April 2015 Tages zusammen. Sie war gerade mit Umtopfen einiger Pflanzen beschäftigt und Küche und Wohnzimmer waren voller Blumenerde. Ralf brachte mich sofort zu ihrer Wohnung . Ich ging dann wohl gleich zu ihr ins Krankenhaus, zunächst ins Geldroper, in dem sie aber nicht einmal feststellen konnten, ob den Anfall ein Gehirntumor oder ein Gehirnabszess ausgelöst hatte. Endlich nach einigen Tagen wurde sie in das stadtähnliche Krankenhaus in Tilburg gebracht wurde. Ich fuhr im Krankentransport mit. Dort wurde dann an einem späten Abend festgestellt, dass es sich um einen Gehirnabszess handelte. Der Eiter wurde durch eine kleine Öffnung im Schädel abgesaugt. Wir waren erleichtert. Ich war dann 10 oder 14 Tage ganztägig bei Regine im Zimmer. Ich wohnte in ihrer Wohnung in Geldrop und wurde von wechselnden Verwandten mit in die Krankenhausstadt (im doppelten Sinn) genommen und auch wieder zurückgebracht. Das war für die Verwandten wohl lästig und für mich nicht immer angenehm. Manchmal waren es auch Bekannte Regines, die mich mitnahmen. Ich traute mir nicht zu, mit ihrem Auto, noch dazu Autobahn, zu fahren. Ich hatte noch niemals an seinem Steuer gesessen. Irgendwie habe ich es dann auch geschafft, Uris donnerstägliche Artikel zu empfangen, zu übersetzen und die Übersetzung zurückzuschicken. Wenn die Verwandten bei Regine waren, saß ich mit dem Laptop auf dem Flur. Abends kochte ich mir dann Mohrrüben mit Kartoffeln in Regines Küche. Am Ende dieser Zeit brachten mich Jan Tischler mit seiner Frau nach Duisburg.

Von der Krankheit 2015 erholte sich Regine eigentlich nie mehr richtig. Ihre Besuche in Wolfsburg und meine in Geldrop wurden immer seltener, da sie sich so schwach fühlte. Zu Anfang machte sie noch Tai-Chi, das gab sie dann aber auch auf. Ihre einzigen Bewegungen waren schließlich die treppauf-treppab zwischen Schlaf- und Badezimmer unten und Wohnzimmer und Küche oben.

Am 7. Juli 2022 erfuhr ich, dass Regine Leukämie hatte. Der Arzt hatte ihr dann noch "3 Wochen" gegeben. Am 12. Juli fuhr ich mit dem Zug nach Duisburg und dort erwartete mich Dennis. Es waren traurige Tage. Regine lag oben auf dem Sofa oder später nur noch im Bett. Am 17. holte mich Ralf im schnellen Mietwagen ab – mein azurblauer Golf war ihm inzwischen zu langsam und zu unzuverlässig für eine so weite Fahrt -. Ich hatte alle meine Keramik eingepackt und noch anderes, das mir Regine "vermacht" hatte. Am 27. Juli wurde sie ins Hospiz gebracht. Dort war nicht alles, wie sie sich hätte wünschen können. Nach langen Schwierigkeiten konnten wir endlich direkt telefonieren, öfter jeden Tag. Am 23.8. verlangte Regine dann schließlich die "medication" (sagte Suzanne am Telefon) und starb in Anwesenheit ihrer Geschwister in der Nacht zum 23. August.

Regine hat ihre Todesanzeige selbst entworfen. Auf der vorderen Seite ist das Foto, das ich zu Beginn unserer Freundschaft gemacht habe. (Hier ist es neben dem Text.) Sie hat "Ut desint vires – tamen est laudanda voluntas" ins Holländische übersetzt. Ich habe ihre Fähigkeiten immer höher eingeschätzt als das, was sie daraus gemacht hat. Doch die Umstände waren wohl für ihre frühe Entwicklung nicht günstig. Für sie war "nur" das Leben ihres Körpers zu Ende. Dieser Glaube ist, zumal bei einem so frühen Tod, wohl ein großer Trost.



Om het zo te zeggen:

"Daar waar de deugden niet aanwezig zijn, is welwillendheid prijzenswaardig."

Het is ook maar afscheid nemen. Ik ga naar huis. Doei.

Regine

11-10-1959 - 23-08-2022

Contact: Suzanne Kuijlaars-Damen, Pasteurlaan 113, 5644 JC Eindhoven info@samcoin.nl, telefoon 00 31 6 5331 5810

#### Goa

Goa war bis 1962 von den Portugiesen "besetzt" gewesen. Die damalige Oberschicht bekam portugiesische Namen, wurde katholisch und sprach portugiesisch. Heute ist sie nach politischem

und Geldadel in die höchstens zweite Reihe geraten. Nachdem 1962 die indische Armee Goa "erobert" hatte, wurde das öffentliche Leben auf Englisch umgestellt. Wir würden keine Verständigungsprobleme haben.

Bei der Sommerakademie in Loccum erzähle ich am Tisch von unseren Goa-Plänen. Die Frau, die mir gegenüber sitzt, "kennt da so einen". Es ist der Chirurg Dr. Desai, der sein Berufsleben lang in Deutschland praktiziert hat. Seine deutsche Frau hatte er in Lissabon im Studium kennengelernt. Sie hatte irgendetwas Wohltätiges in Goa in Gang gebracht. Vor ein paar Jahren war sie gestorben, seitdem ruhte ihr Projekt. Er lud mich in seine Stadt im Rheinland ein, um mir von Goa zu erzählen und vielleicht auch, um zu prüfen, ob ich seiner Fürsprache würdig sei. Die Prüfung hatte ich offenbar bestanden und er vermittelte mir die Bekanntschaft von Prakasch Amonkar, der dann in Goa zu unserem guten Engel wurde. Prakash, sagte Dr. Desai, sei ihm Dankbarkeit schuldig, da er, Dr. Desai, nach vielen anderen Operationen Prakaschs Leistenbruch endlich dauerhaft repariert hatte.

Prakash erwartete uns im November 1998 am Flughafen in Dabolim. Er wollte uns eine Wohnung besorgen und nach einem vergeblichen – abenteuerlichen Versuch im Altinho in Panjim (Näheres in Lost in Goa) zeigte er uns die Wohnung seines Bruders, des Arztes Dilip, im Dorf Meces, in dem auch er wohnte. Es hatte sich erwiesen, dass Dilip mit seiner Familie nicht in der neuen Wohnung leben konnten, weil für alle die Wege zu weit geworden wären, deshalb blieben sie in Panjim. "Das lebt!", sagte Regine, als wir in die Wohnung kamen. Das erwies sich besonders für die Küche als sehr zutreffend! Die Wohnung lag parterre und hatte einige Zimmer, auch ein kleines für Andachten. Die Amonkars hatten ihren indischen Name und den Hinduismus beibehalten, anders als viele andere in Goa. Zum Beispiel Carmo de Sousa, Juraprofessor und Autor, mit dem ich mich später anfreundete. Heute sehen die drei Amonkars so aus: (Fotos vom facebook).



Isha und Rohini Amonkar.



Prakash und Rohini Amonkar, wohl schon vor einigen Jahren

Rohini stammt aus einer Brahmanenfamilie und bei der Familie wohnte auch noch ihre Mutter. Rohini war Bankbamtin und besitzt einen riesigen Schatz an Saris. Prakasch gehört der 2. Kaste, den Kshatriyas (traditionell Krieger und Fürsten, höhere Beamte), an. Sie waren stolz darauf, nicht Konkani, sondern das "reinere" Marathi zu sprechen.

Als wir in Merces wohnten, ließen wir uns jeden Tag nach Bambolim zum Schwimmen fahren. Dort freundeten wir uns mit Fatima, der Frau eines der beiden (?) Besitzer, und ihren drei Kindern an. Ich fotografierte das Hotel und die Familie und im Gegenzug schenkten sie uns einen einwöchigen Aufenthalt im Hotel im Jahr darauf.



Fatima mit ihren Kindern.

In Merces wohnten wir 5 Monate, von November 1998 bis März, bis es uns zu warm wurde.

Im Jahr darauf wollten wir nicht in die Wohnung zurück. Es war uns dort zu laut: Auf der einen Seite die lärmenden Nachbarn und auf der Straßenseite die nächtlich heulende und bellende Hundemeute. Am Tag lagen die Hunde meist irgendwo rum und schliefen. Irgendwie lockte ich eine hellbraune Hündin mit wie geschminkten Augen aus der Meute heraus. Kleopatra bekam dann in unserem schmalen armseligen Garten täglich in Panjim gekauftes und eingeweichtes Trockenfutter. Sie war taktvoll genug, keine Gesellschaft mitzubringen, und ihr Fell wurde glänzend. Gegenseitige Berührungen schätzten wir beide nicht. Es gibt eine andere – leider verlorene – Hundegeschichte: Ich rette den ziemlich großen Nachbarhund, der von der Mauer zum Nachbargrundstück gefallen war und sich an seinem Halsband fast erdrosselt hatte.

Fatima verschaffte uns dann die Nordhälfte eines Hauses in Santa Cruz, einem Vorort Panjims. Der Vorort war durch häufigen Busverkehr sehr gut mit der Stadt verbunden. Diese Verbindung nutzte ich u. a. dazu, um nebeneindander an zwei Sprachkursen, einem Anfänger- und einem Fortgeschrittenenkurs, bei der aus Portugal eingeflogenen Isabel teilzunehmen.

Portugiesisch-Unterricht nahm ich auch bei Vasco Pinho, der recht unzugänglich am Fuße des Altinho wohnte. Ich hatte zunächst sein Buch *Nostalgia* und dann auch den Autor gefunden. (Näheres in *Lost in Goa*.)

In unserem ersten Jahr in diesem Haus luden wir Michaela mit den Kindern für vier Wochen ein. Auch Christian Maria Goebel kam mit und mietete sich in Bambolim ein.



Die beiden älteren Kinder Fatimas, Emilia und Anton



Regine vor unserer Haushälfte in Santa Cruz, Winter 1999/2000 und 2000/2001.

Dann gibt es noch die leider ebenfalls verlorene Geschichte von Emilia und mir: Emilia wollte, dass Michaela sie vom Geschäft, in dem wir eingekauft hatten, zu unserem Haus den Berg rauftrüge. Michaela war sie neben ihrem Anteil an den Ankäufen zu schwer. Das löste einen Schreianfall bei Emilia aus. Ich blieb bei ihr stehen und die anderen gingen nach Hause. Schließlich fiel mir etwas ein. Ich sagte, ich würde bis 20 zählen und dann auch gehen. Emilia schrie. Ich zählte dann stockend auf Englisch – und Emilia musste mir einhelfen. Zählen, noch dazu auf Englisch, und schreien geht nicht gleichzeitig! Das half ihr schließlich auf die Beine. Wir "überraschten" dann die glückliche Mutter – und alles war wieder gut!

Leider machten wir keine guten Erfahrungen mit den Frauen. Dilips Frau Loschen wollte nichts mehr von uns wissen, als wir in unserem zweiten Jahr nicht in die Wohnung in Merces zurückkehren wollten, und Fatima vermied in unserem zweiten Jahr jeden Kontakt. Wir hatten ein Schlauchboot nach Bambolim gebracht. Dort half uns Denzil, der Dienst am Pool tat. Fatima wollte unser Schlauchboot nicht mehr beherbergen. Denzil wurde dann zum Reinigungsdienst verurteilt. Wir hatten noch später Kontakt zu ihm und hinterließen ihm einen großen Teil unserer Goa-Ausstattung, als wir in unserem 4. Winter für 4 Wochen in eine Pension in Carmos Ort Calanagute zogen. Dieser Konflikt war dann auch der letzte Tropfen, der den Hotelmanager zur Kündigung veranlasste. Er habe keine Kompetenzen, aber die ganze Verantwortung. Diesen Zustand konnte er nicht mehr ertragen. Fatima bekam schließlich Hotelverbot – wohl von ihrem mitbesitzenden Schwager – weil sie alles verwüste. Es gab noch weitere unangenehm Konsequenzen für uns, über die zu berichten sich nicht lohnt. Was Fatima zu ihrem Gesinnungswechsel uns gegenüber veranlasst hatte, haben wir nie erfahren.



Das Wahrzeichen Panjims: Die Kathedrale.

## **Goa Calangute**

Im Februar 2001 gab mir Vasco Pinho 2001 Carmo D'Souzas Übersetzungs ins Portugiesische *A identidade goesa de Ângela* des Romans *Angela's Goan Identity*. Meine Ausgabe weist bis zur letzten Seite Bleistiftanmerkungen auf, folglich habe ich die portugiesische Fassung (auch? womöglich parallel?) gelesen. Ich fand, es sei gut erzählt, habe aber einige Mängel, denen ich, Lehrerin, die ich war und bin, abhelfen zu müssen glaubte. Ich hatte einen Zettel mit meinen Anmerkungen zur Machart des Buches. Wir trafen uns in einem Café, Carmo kam auf seinem Motorroller. Ich setzte ihm also auseinander, was an diesem Buch besserzumachen sei. Später fragte ich ihn, ob er nicht sehr tapfer habe sein müssen – und er gab es zu.

Wir sahen uns dann öfter. Er war immer sehr höflich und wirkte etwas schüchtern. Dann nahm er mich einmal mit zu einer juristischen Vorlesung. Dorthin, auf das Pult, gehörte er: keine Spur von Befangenheit und sehr guter Kontakt zum Publikum!

Er lebte mit seinen vier Geschwistern, drei Brüdern und einer Schwester, in der einen Hälfte des Familienhauses. Die zweite Schwester, Lumela, war "ausgebrochen". Sie war wie ihre andere Schwester Grundschullehrerin. Als rauskam, dass sie ein Verhältnis mit dem Schulleiter hatte, wurde sie nach Bombay geschickt. Dort lernte sie ihren halbenglischen Mann kennen (Regine wüsste sicherlich noch seinen Namen!). Sie zogen dann nach Calangute, hatten zwei Töchter und Lumela betrieb einen kleinen Laden mit einer Telefonzelle, die stark frequentiert wurde.

Später hatten dann Carmo und Till Kontakt und Carmo nahm in eines seiner Bücher einen Aufsatz von Till auf. Dann lernten sie sich auch persönlich kennen. Das kam so:

Emilia war für ein Jahr in den USA und Anton für ein halbes Jahr in Jaipur im internationalen Internat. Till wollte ihn am Ende der Zeit dort abholen und mit ihm durch Indien reisen. Etwa vier Wochen vor dem Ende seiner Zeit im Internat entdeckte die Internatsleitung eine Gruppe von wohl 6 Jungen in einem Zimmer, die Hasch rauchten. Der Koch hatte es ihnen besorgt – sie verrieten ihn aber nicht. Ohne eine weitere Untersuchung darüber, wer der Urheber war, wurden alle Jungen sofort aus dem Internat verbannt. Kosten wurden nicht zurückerstattet – einige traf es wohl härter als Anton, sie waren erst kürzere Zeit dort.

Till hatte seinen Flug für 4 Wochen später gebucht und es wäre sehr schwierig gewesen umzudisponieren. Ohne Aufsichtsperson wäre Anton nach Deutschland zurück geschickt worden. Da schaltete sich auf meine Bitte hin Carmo ein. Mit seinen Titeln machte er genug Eindruck, sodass Anton zu ihm nach Goa geschickt wurde. Dort verbrachte er also die 4 Wochen, bis Till ihn dort abholte. Anton wohnte mit im Familienhaus, das dem Meer nicht ganz nahe war, doch er durfte ohnehin nicht allein im Meer schwimmen. Er hat sich dort wohl ziemlich gelangweilt. Auch Till fand es langweilig und sie brachen sehr bald nach Calcutta auf.

Carmo schickte mir dann seinen Roman Portugal. In Search of Identity, in dessen Vorwort er schrieb:

This novel has achieved its present shape thanks to Ingrid von Heiseler. I met her once in Goa, to discuss my novel Angela's Goan Identity. I sent her the typoscript of the present novel for review. After a careful reading, she sent me excellent suggestions which have been incorporated in the novel. In fact, I was forced to do a considerable amount of rewriting in the light of her suggestions. Calangute, Goa, November 2003.

Wir wollten nun nur noch jeweils 4 Winterwochen (6.11.-5.12.2003, 10.11.-9.12.2004 und 7.11.-8.12.2006) in Goa sein. Carmo vermittelte uns 2003 eine Unterkunft: Im ersten Stock in Lumelas Haus. Zunächst sollten wir die Wohnung nach hinten raus bekommen, die wurde dann aber

dauerhaft vermietet und wir zogen zunächst in die Wohnung zur Straße. Da war es so laut, dass ich dort nicht bleiben konnte. Wir gingen dann auf die Suche und fanden gegenüber von einem Hotel eine Pension. Sabina führte sie und sie hatte ein sehr großes Zimmer mit Kochecke für uns, in dem wir dann zwei- oder dreimal sehr zufrieden wohnten.



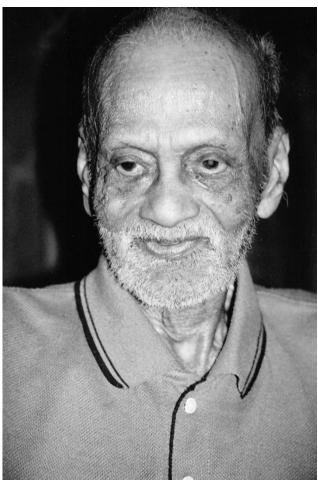
Carmos Schwester Lumena mit ihrem halbenglischen Mann und Töchtern



Professor Dr. Carmo D'Souza



Carmo lebte mit seinen vier Geschwistern und dem alten Vater in einem halben Haus, das der Familie gehört. Sie lebten damals im (Erb-)Streit mit den Bewohnern der anderen Hälfte.



Der Vater war Arzt gewesen. Er war damals schon bettlägering.

## Göttingen



Das alte Auditorium maximum der Göttinger Universität (Wiki)

Nach dem unglücklichen Semester in Hamburg, bezog ich in Göttingen ein Zimmer im Düsteren Eichenweg in der Wohnung einer alten Frau, die die übliche Miete verlangte und außerdem ständig sehr deutlich darauf anspielte, dass ich ihr Hausarbeit abnehmen solle. Entweder das oder Miete zahlen, beides bestimmt nicht! In Hamburg war ich im Hauptseminar mit meiner Arbeit durchgefallen, sodass ich in Göttingen noch die Aufnahmeprüfung in Hauptseminare der "neuen Abteilung" bestehen müsste. Die hatte ich allerdings verpasst und hätte sie vermutlich auch nicht bestanden. Dann werde ich zu einer mündlichen Befragung zugelassen. Als ich dann nicht einmal weiß, wer oder was Anton Reiser ist oder war, werde ich freundlich gebeten, es im nächsten Semester noch einmal zu versuchen. Davor soll sie Wolfgang Kaysers Sprachliches Kunstwerk, die Göttinger Germanistenbibel, studieren. Nach den Erfahrungen in Hamburg und dem Ergebnis dieses Gesprächs bin ich überzeugt, dass meine Begabung für das Studium nicht ausreiche. Wie bei einigen Verzweiflungsanfällen, die ich und Ute gemeinsam in Tübingen durchstehen mussten, meine ich, nun könne ich nur noch Buchhändlerin werden. Da kommt der Vater nach Göttingen. Offenbar hat ihn ein verzweifelter Brief, vermutlich an die Mutter, herbeigerufen. Was er sagt, lässt sich etwa so zusammenfassen: "Du hast dich in Hamburg nicht wohlgefühlt, hier ist der Anfang schwer, versuchs also noch dieses Semester. Wenn du dann zu dem Schluss kommst, du willst nicht weiterstudieren, dann hörst du auf – wir wollen ja, dass du glücklich wirst!" Das war wieder einmal das Klügste, was er hätte sagen können. Noch einmal versuchen! Vielleicht spielt ja doch Begabung eine geringere Rolle als beständige Arbeit unter guten Bedingungen. Daraus folgt ein strenger Lebens- und Arbeitsplan für das Semester. Mit Hilfe des klugen Vaters und dieser Pläne wird die Krise überwunden. Er war sich seiner Sache wohl sicher und beklagte sich durchaus nicht darüber, dass er viel Geld, das zu verdienen er schwer hatte arbeiten müssen, umsonst ausgegeben hätte.

Um in Göttingen etwas Anschluss zu finden, guckte ich mal bei der Studentenzeitung Prisma (?) rein. Dort lernte ich die Freunde Axel und Konrad kennen. Dort wohl auch Sibylle Penkert. Sie war mit einem Tag Differenz genau ein Jahr älter als ich, aber schon wenigstens im 8. Semester. Sie wurde sehr respektiert, wir wussten, dass sie ein Lungenleiden hatte, und sie rauchte Viertelzigaretten in

einer Spitze. Sie hatte vor mir Frau Gramse (**Wolfenbüttel**) in Helmstedt (?) als Deutschlehrerin gehabt. Wir stellten fest, dass es eine Art geheimnisvolle Übertragung gegeben haben müsse – und wir schrieben gemeinsam eine Karte an die Lehrerin, wir wollten damit sagen: Wir durchschauen Ihre Tricks! Eine Antwort bekamen wir nicht.

Als ich dort für die geplante Gedichtseite Göttinger Studenten Gedichte abgab, lernte ich Robert aus den Neuenglandstaaten kennen. Er arbeitete an seiner Doktorarbeit in Psychologie. Dafür baute er einen Kasten – ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen, denn er wollte nicht, dass ich an dem Experiment teilnehme. Sein Thema war die Untersuchung des Entscheidungsverhaltens von Neurotikern und Nichtneurotikern. Welche Sorte häufiger unter den Göttinger Studenten anzutreffen war, kann man nur raten. Es gab wohl zuvor einen Test, um die Zugehörigkeit zu einer der beiden Gruppen zu bestimmen. Robert hatte seine Verfügbarkeit für eine bestimmte Zeit festgelegt und also taten wir uns zunächst heimlich zusammen. Er wohnte in der Burse unterm Dach in einem Zimmer, in dem einige Betten unter den Dachschrägen standen. Da sorgten wir für einen unterhaltsamen Nachmittag: Eine Person nach der anderen kam in dieses Zimmer – ich weiß nicht, warum, und legte sich auf eines der Betten. Jeder Neuankömmling wurde gefragt: "Hast du Hiroshima mon amour gesehen?" Alle hatten. Dann ging es weiter: "Und wie ist der Film? Erzähl mal!" Wir hörten also mehrere Versionen des Films, die sich auf interessante Weise voneinander unterschieden.

Robert hatte braune Locken und braune Augen und ein schönes Gesicht. Wir machten auch gemeinsam kleine Reisen. Dann kam mein verunglücktes Philosophikum nach dem 5. Semester. Anscheinend habe ich noch nicht darüber geschrieben, obwohl es immer noch eine sehr unangenehme Erinnerung ist. Bei Professor Karl Friedrich von Weizsäcker, der eigentlich Naturwissenschaftler war, hörte ich eine Philosophievorlesung und verliebte mich auf der Stelle in Nicolaus Cusanus. Über ihn wollte ich Philosophikum machen. Ich meldete mich bei dem für diese Epoche zuständigen **Philosophieprofessor** in Göttingen. Er mochte uns nicht, die wir seiner Meinung nach nicht an der Philosophie, sondern nur an der Erfüllung der Auflage für das Lehramt an Höheren Schulen interessiert waren. Er riet mir also ab. Ich ganz fröhlich: Neinnein, den will ich nu mal! Die Sprechstunde wusste ich nicht zu nutzen. Ich saß den Sommer über glücklich in dem verwinkelten alten Gebäude, in dem das philosophische Seminar untergebracht war, dem ehemaligen Accouchierhaus ("Entbindungshaus"). Meine philosophische Arbeit bestand darin, dass ich viele Heftseiten damit vollschrieb, das, was Nikaulaus geschrieben hatte, mit den "modernen" Voraussetzungen zu vereinbaren. Ich war zu bescheiden und unwissend, um dem Professor das zu erklären. Dann kam die Prüfung, die schon mit einem Misston anfing. Ich hatte ihm gesagt, dass ich keinen lateinisch geschriebenen Text haben wollte und bekam eine mir unbekannte Ausgabe aufgeschlagen mit links einem lateinisch geschriebenen Text und rechts einem weißen Blatt, sodass ich den deutschen Text weder sehen noch erraten konnte. Mit Schwung nahm er das weiße Blatt weg und sagte unwirsch: "Das ist eine zweisprachige Ausgabe!" Als ich dann den Text mit meinen Voraussetzung erklären wollte, unterbrach er mich und sagte: "Das ist viel zu umständlich!" Er fand also sein Vorurteil bestätigt und ich ging traurig, dass ich mich nicht hatte artikulieren können, mit einer Drei davon. Die zweite Hälfte der Prüfung, die in Pädagogik war geradezu einen Beleidigung. Auch da konnte ich mich nicht wehren. Ich hatte wie viele andere Rousseaus Emile als Thema und der Gymnasiallehrer, der die Prüfung abnehmen sollte, guckte die ganze Zeit über, in der ich von Emile erzählte, in eine andere Richtung. Die Protokollantin versuchte mich mit aufmunternden Blicken und einem Lächeln zu trösten und dazu zu veranlassen weiterzureden. Das Ergebnis stand von vornherein fest: dasselbe wie in der vorangegangenen Philosophie"prüfung". Also eine Drei im Philosophikum. Darüber war ich so verzweifelt, als wäre ich ganz und gar durchgefallen. Robert zog den ganzen Nachmittag über mit mir von einem Café ins andere und versuchte mich mit eigenen Misserfolgsgeschichten zu trösten, was ihm aber durchaus nicht gelang.

Irgendjemand im "Auslandsamt" der Universität vermittelte mir die Bewerbung für ein vierwöchiges "Ferienstipendium" in Montpellier. Dazu brauchte ich ein oder zwei Gutachten von Professoren. Das muss vor dem Philosophikum gewesen sein, denn ich wandte mich an den Philosophieprofessor. Er prüfte meine Benimmkenntnisse, indem er sagte: "Legen Sie doch ab." Aber eine gut erzogene Dame behält bei einer solchen Gelegenheit den Mantel an. Ich lehnte also ab. Das genügte ihm für seine Befürwortung.

Vor dieser Reise hatten Robert und ich beschlossen, uns zu trennen. Ich wollte während dieser 4 Wochen daran arbeiten. Wie bei anderen derartigen Gelegenheiten auch entfernte ich mich von meinem Kummer, indem ich mir eine Riesenerkältung zulegte, die mich ganz in Anspruch nahm. In leicht fiebrigem Zustand schrieb ich dann auch die Abschlussklausur und fand mich auf der Liste der Ergebnisse unter den ersten zehn von etwas 60 Teilnehmern, von denen einige Romanistik studierten. Wir wohnten in den verlassenen Studentenheimen und da wir wegen der Ferien keine französischen Studenten treffen konnten, beschlossen wir verzweifelt, miteinander französisch zu sprechen. Im Esssaal waren dann aber doch Franzosen. Sie hatten die Angewohnheit, sobald irgendjemand mit auch nur einem Anflug von einer Kopfbedeckung im Saal auftauchte, mit dem Besteck auf den Tisch zu trommeln und rhythmisch zu schreien: "Le cha-peau, le cha-peau!" Sie waren wohl auch sonst nicht besonders offen für uns Deutsche.

Mit oder neben mir wohnten zwei Schwestern, die im Auto gekommen waren. Mit ihnen lernte ich die mir damals noch unbekannten *Golden Delicious* kennen, denn wir überfielen eine Plantage und räumten den Kofferraum mit Äpfeln voll. Das war eine gute Ergänzung zum Mensaessen. Es gibt ein Foto, auf dem der Göttinger Romanistik-Student G (?) und ich Wein aus der Flasche trinken. Mit ihm war ich meist zusammen, er studierte Germanistik und fand sich ein paar Plätze vor mir auf der Erfolgsliste, wie sich das für so einen gehörte. Die beiden Schwestern nahmen mich nach Arles zu einem Stierkampf mit. Natürlich konnten wir uns nur billige Plätze leisten: Oben in der römischen Arena und auf der Sonnenseite. Am Ende stellte ich fest, dass ich die ganze Zeit auf einem Bein – mehr Platz war nicht – gestanden hatte und fasziniert von dem sehr kleinen Schwarzweiß-Film – gegen die Sonne waren keine Farben auszumachen - unten in der Arena gewesen war. Zwar war es ein spanischer Stierkampf, aber da er in Frankreich stattfand, wurde der Stier am Ende nicht getötet. Die Empörung über die "Grausamkeit" der Stierkämpfe konnte ich nie teilen, schon weil ich dachte, ein Tod in der Arena sei für einen Stier ein würdigerer Tod als ein Tod im Schlachthof.

Als ich zurückkam, wollte Robert einfach unsere Beziehung fortsetzen, aber ich sagte ihm, dass ich die vereinbarte Trennung nun schon ausgestanden hätte.

Über meine Beziehung zum "Auslandsamt" bekam ich dann die Möglichkeit, in einem neu gebauten Haus – Frau Haffner hatte Geismar in der Himmelsruhe 1 das Haus 1a dort bauen lassen, wo bis dahin ein Hühnerstall gestanden hatte. Dort gab es in 3 Stockwerken Zimmer in 3 Preiskategorien: die billigsten – es waren damals 70 DMark – unterm Dach, schräge Wand, Dachluke, durch die man nur den Himmel sah -, im Keller kosteten die Zimmer 90 und im Hochparterre 110 DMark. Ich bezog also ein Zimmer unterm Dach. In den Zimmern waren Waschbecken. Klo, Badezimmer und eine kleine Küche teilten sich die Bewohnerinnen und Bewohner der jeweiligen Etage.

Mein Nachbar war Holger war ein Zahnarztsohn aus Haltern und erzählte von seiner Mutter, sie sitze den ganzen Tag irgendwo herum und lese Romane. Seine Freundin Felice war eine amerikanische Jüdin. Sie hatte die Angewohnheit, wenn sie Kummer hatte, Uhren zu zerlegen, die sie dann später, wenn der Kummer ausgestanden war, nicht wieder zusammensetzen konnte. Ab und zu trennten sich die beiden und Felice gab alle möglichen Kleinigkeiten bei mir ab, die ich natürlich für sie aufbewahrte und ihr wiedergab, wenn sie sich wieder vertragen hatten. Holger ging dann als Ehemann mit ihr in die Staaten.

Ein Bewohner der teuersten Etage war der amerikanische Jude Eugen. Er saß bei zugezogenen Vorhängen in seinem Zimmer und schmollte. Seinem Vater nahm er übel, dass er seine sehr gut gehende Privatklinik bei Lebzeiten seinem älteren Sohn überschrieben hatte und Eugen mit einem roten Sportwagen (er zeigte uns das Foto) abgefunden werden sollte. Er landete gelegentlich betrunken in einem Straßengraben und sprach dann nur russisch. Ich erinnere mich nicht, ob wir deutsch oder englisch gesprochen haben. Er zeigte mir sein Fotoalbum von seiner College- oder Universitätszeit und er musste mir alle Juden bezeichnen, er und Felice waren die ersten Juden, die ich kennenlernte, und ich war sehr neugierig auf sie.

Ein Bewohner, an den ich mich so gut wie gar nicht erinnere, war verreist und stellte uns – mit oder ohne Mietezahlung? – sein Kellerzimmer zur Verfügung, als Bedarf bestand. Und nun kommt die schon oft erzählte, in *Leben10Anfänge* (ähnlich) aufgeschriebene Geschichte (120ff):

Das Haus lag etwas abseits der Straße und die Haustür wurde auch nachts nicht abgeschlossen. "Schnell wieder ins Bett, wir sind zu dritt!" sagte Achim, als ich auf ein Klopfen hin meine Zimmertür öffnete. Es war mitten in der Nacht und alle drei suchten sich, nachdem sich die beiden mir Unbekannten vorgestellt hatten, einen Platz zum Schlafen. Achim spannte einen Regenschirm auf und rollte sich in der Waschbeckenecke zusammen. Wanja lag mit dem Kopf unter dem Schreibtisch, dem Körper unter den Couchtisch durchgesteckt und den Füßen unter der Schlafcouch. Er hatte vor kurzem seinen Militärdienst absolviert und konnte überall schlafen. Am recht frühen Morgen fragte Wanja, der die Teekanne schon in der Hand hielt, als sie die Augen öffnete: "Wo ist denn hier der Tee?"

Wanja war eben aus Cambridge nach Göttingen zurück-gekommen. Dort hatte er bei seinem Onkel, dem Bruder seiner Mutter, Boris (sein Buch "Russenjunge") gewohnt. Seine (platonische) Freundin Ute aus einer bekannten Familie hatte nun vergeblich auf ihn gewartet. Er studierte Geschichte und wechselte später ins neue Fach Soziologie über. Am nächsten Tag fuhren die vier - Achim wegen seiner Größe vorn, Wanja, ich und Wanjas Lederkoffer hinten - in Jörgs 500er Fiat durch eine Landschaft mit vielen blühenden Rapsfeldern.

Eigentlich bezahlte Bernt Wanja das Studium, aber aus irgendeinem Grund schickte er im Sommersemester 61 kein Geld. Wanja kam, als der Bewohner des Kellerzimmers zurückgekommen war, im kleinen Zimmer mit unter und fand, dass Reis und eine Dose Sardinen ein ausgezeichnetes Mittagessen seien. Wir befreundeten uns mit den Geschwistern Volker und Dietlind von Törne: Endlich hatte ich passende Gesellschaft gefunden! Der Versuch, mich in eine mich eigentlich abstoßende bürgerliche Gruppe zu integrieren, war schon vor Wanjas Erscheinen gescheitert. Dietlind und Volker von Törne wohnten mit Dietlinds beiden Töchtern Sabine, der Tochter eines persischen Vaters, und "Heinrich" und der zuckerkranken Mutter auf einem ehemaligen Gut in der Nähe Göttingens. Als wir in einem Geschäft am Markt "die billigen Blättchen und Schwarzen Krausen" verlangten, wurden wir gefragt: "Ach, Sie gehören auch zu den Niedeckern!?" Ich bin sicher dass wir die Frage bejahten.

Unser Zusammenleben in dem kleinen Zimmer war natürlich nicht immer ganz einfach. Wanja las und war oft von Stellen so begeistert, dass er sie mir laut vorlesen musste, und das störte mich natürlich bei der Arbeit, ich war im 9. Semester. Wanja fand praktische Dinge sehr schwierig und unangenehm. (Das sollte ihm später zum Verhängnis werden!) In einem Theologieseminar sollte ich

aus drei Manessebändchen mit ägyptischen Texten den Gebrauch von Licht und Finsternis heraussuchen, -finden und interpretieren. Damals mussten wir also die Bücher ganz und aufmerksam lesen und das, was wir gefunden hatten, sacht anstreichen, denn es musste ja wieder ausradiert werden, da die Bücher ausgeliehen waren. Eins hatte ich durchforstet, zwei waren noch übrig. Da bot mir Wanja an, das für mich im Tausch damit, dass ich seine Einschreibung im Universitätssekretariat übernehmen würde, zu erledigen! Wanja fuhr wegen jeder Angelegenheit, die er dort zu erledigen hatte, einzeln (mit dem Fahrrad) in die Stadt. Ich sagte, es sei doch einfacher, mehrere Dinge auf einem Weg zu erledigen, worauf er sagte: "Man kann nicht darüber diskutieren, was 'einfacher' ist!" Die meiste Zeit lebten wir sehr gut miteinander.

Hier folgt ein Abschnitt aus *Leben10Anfänge* (S.125): Ich erinnere mich deutlich daran, dass ich mir gewünscht hatte, Wanja als ganz kleines Kind gekannt zu haben, denn ich glaubte fest, ich hätte die Entwicklung von manchem, das dann zu einer Absonderlichkeiten wurde, positiv beeinflussen können. Dann träumte ich zweimal, dass ich mit meinen Händen ein Kind aus Ton forme. Schließlich erwies sich – allerdings erst im Oktober – dass die Ogino-Knaus-Methode unzuverlässig gewesen war. Ein 9. Tag, wer hätte das gedacht!? (Es gibt ja die Anekdote: Als ein Hilfsbereiter einem weniger Geschickten an der Autobahn beim Radwechsel hilft, lässt er nach einem kurzen Wortwechsel alles stehn und liegen: "Mein Name ist Knaus." "Der von Ogino-Knaus?" "Ja, eben der.")

Eine Szene aus dem Jahr 2019 wirft noch einmal ein – nicht ganz – neues Licht auf die Zeugung. Berlin, alternatives Restaurant, rechts von mir Emilia, links von mir Till. Er sagt zu Emilia: "Such dir einen Nobelpreisträger oder einen anderen besonderen Menschen, lass dich von ihm schwängern und such dir dann einen gewöhnlichen Mann, der den Kinderwagen schiebt." Ich gucke ihn an: "So wie ich!?" "Ich weiß", sagt er.

Im 10. Semester würde ich noch alle fehlenden Scheine machen. Die meiste Zeit verbrachte ich wohl in den Seminarräumen und war nur selten in meinem Zimmer, der Abstellkammer. Vielleicht im Zenter, der Studentenkneipe in einer (Art) Baracke lernte ich wohl Henner Russius kennen. Er war beim Jungen Theater engagiert. Auch sein Vater war Gutsverwalter gewesen. Dietlind sagte einmal: "Wenn du Ingrids Geheimnis kennst, wirst du sie noch lieber haben." Als er es dann kannte, sagte er: "Wenn dein Sohn Schauspieler werden will, schick ihn zu mir!" Er würde ihm das ausreden. Als das dann so weit war, hatte ich Henner leider aus den Augen verloren. Da gibt es noch eine besondere Szene aus dem Zenter. Ich stand wohl vor einem offenen Fenster der Zenterbaracke und drinnen saßen Wanja und Dietlind einander gegenüber und kuschelten miteinander. Da bekam ich einen meiner Schwangerschaftswutanfälle und ohrfeigte sie mit beiden Händen gleichzeitig, eine mit der rechten und den anderen mit der linken. Dann lief ich davon und zerschmiss noch eine leere Bierflasche. Sie beruhigten mich dann wohl gemeinsam. Noch vor Weihnachten hatte ich alle Scheine beisammen und blieb dann nach den Weihnachtsferien gleich in Braunschweig, Till machte sich nun doch auch in meinem Erscheinungsbild deutlich bemerkbar. Ich hatte mich für drei Semester beurlauben lassen. In diesen ersten eineinhalb Lebensjahren wollte ich unbedingt bei meinem Kind sein. Till identifizierte sich mit Michaela und sagte, ihre Mütter hätten sie bei ihren eigenen Müttern "abgegeben". "Nein, sondern ich habe mit dir bei meinen Eltern gewohnt!" Ich war nur dieses eine Jahr noch in Göttingen und kam alle vier Wochen mit der damals ungemein umständlichen Bahn, verbindung" nach Braunschweig.

Dann also noch ein Studienjahr in Göttingen, die Examensarbeit war so gut wie fertig und ich konnte mich mit den Professoren über die Themen in den Klausuren und im Mündlichen verständigen. In der "alten Abteilung" hatte ich mich bei dem jungen Privatdozenten Günther (?) (nicht der ältere Hans)

Neumann gemeldet. Er bot eine Vorlesung oder Übung mit dem damals exotischen Thema *Grammatik des Neuhochdeutschen* an. Jedes Mal, wenn ich in seine Sprechstunde kam, legte er noch ein Thema zu und ich ging darauf ein: Ich würde das alles bewältigen, denn wir beide meinten offensichtlich, ich steuere auf eine Eins in der Prüfung bei ihm zu, die ich dann auch sehr verdient bekam. Er war noch nicht ordentlich bestallt und folgte dann einem Ruf nach Gießen.

Gertrud Wellmann lernte ich kennen, als sie auf mein lautes Schluchzen hin an meine der ihren benachbarten Zimmertür in einem Göttinger Keller klopfte, mich dann zu sich in ihr gemütliches, helleres Zimmer holte und mich bei Kerzenschein tröstete. Sie hörte sich meine Examensarbeit kritisch an und legte dann den Finger in die jeweilige Wunde, auch wenn ich schnell drüber weg zu lesen versuchte. Später waren wir mit ihrer Examensarbeit an der Bibliothekarenschule beschäftigt. Es waren unendlich viele Bücher zum Thema Judentum zu lesen und zu rezensieren. Einige davon nahm ich ihr ab und schrieb "Rezensionen", nachdem ich darin geblättert hatte. Ohne sie hätte ich die Zeit im Keller ganz gewiss nicht so gut überstanden. Die Wirtsleute hießen auch Schramm wie der Historiker und sie hielten sich im ganzen Haus Studenten, von denen einige wie Gertrud aus

Später bekam ich die Mansarde bei Professor Percy Schramm und seiner Frau, einer von Thadden und Landtagsabgeordneten, zur Wohnung gegen eine Art Frühstücksdienst, natürlich eine Vertrauensstellung, zu der mir, glaube ich, Sibylle Penkert verholfen hatte. In dieser Mansarde stand ein aufwändiges Bett mit Dach, das Klaus "den Beichtstuhl" nannte. Frau Schramm war nicht die Allerpraktischste: Sie ließ regelmäßig an ihrem "Leukoplastbomber", der sie zum Zug nach Hannover zum Landtag brachte, das Licht brennen, sodass es immer ein größerer Aufwand war, das Auto wieder in Gang zu bringen. Ihrer besonderen Reinlichkeitsliebe verdankte sie dann ein neues Becken in der Küche, nachdem sie das Metallbecken mit Salzsäure hatte reinigen wollen. Sie war sehr freundlich und ich habe ihr eine ganz besondere Ermutigung zu verdanken. Als ich (vermutlich: wieder einmal) geäußert hatte, ich würde ja wohl durchs Examen fallen, lachte sie einfach laut, "ausgerechnet Sie!"

Als ich dann mitten im Examen war, musste ich die Mansarde für Gäste zu einer Familienfeier vorläufig räumen. Meine damalige Freundin Wernhild nahm mich in ihr großes Zimmer auf, in dem es noch einen eigenen Verschlag gab. Von da aus ging ich zu meinen Prüfungen. Die Prüfung verlief dann etwas seltsam. In der einen Hälfte bekam ich eine Eins und in der anderen fiel ich fast durch. Die Wiederholung für die mündliche Prüfung bei Professor Schreinert in Deutsch, neue Abteilung, hatte ich noch aufgeschoben. Nur leider kam dann ein Thema daraus in der schriftlichen Prüfung und ich erinnerte mich an alles nur ganz vage. Auf meine Arbeit über Wilhelm Raabes *Hastenbeck* bekam ich verdientermaßen eine Eins, viel mehr hätte ich für eine Doktorarbeit auch nicht leisten müssen. Die Klausur in Theologie war "auf mich zugeschnitten" mit einem Vergleich von Luthers und Erasmus' Arbeiten über den "freien" bzw. "unfreien" Willen. Das ging also gut oder vielleicht "sehr gut. In der Alten Abteilung hatte ich mich für die Klausur für Gotisch entschieden (Wahl dazwischen und Mittelhochdeutsch und Althochdeutsch). Der Vorteil davon war, dass nur Teile des Neuen Testaments auf Gotisch erhalten sind, sodass ich in jedem Fall den Text wiedererkennen würde. Ich hatte 6 Wochen davor Gotisch gepaukt.

Die mündlichen Prüfungen waren je Fach in zwei aufeinander folgende halbstündige Prüfungen geteilt. Im ersten Teil bekam ich jeweils eine Eins, im zweiten fiel ich fast durch. Der erste Teil in Theologie betraf das Neue Testament bei Konzelmann. Wir hatten Johannesevangelium und Römerbrief ausgemacht. "Schlagen Sie Johannes … auf". Hier endlich war ich nicht schüchtern, sondern murmelte: "Ach, mein lieber Paulus!" Darauf hin ließ mich Konzelmann den Römerbrief

aufschlagen und es ging um seine Lieblingsstelle – welche war das doch noch? Die war immer falsch verstanden worden und nur er lehrte das richtige Verständnis, das ich ihm dann wiederholte. In seiner Römerbriefvorlesung war mir vor Semestern die Theologie aufgegangen. Für die zweite halbe Prüfungsstunde konnte ich mich nur schwer umstellen. Professor Otto Weber hatte er mir das Thema Christologie gegeben. War schwierig, aber ich dachte, ich hätte es gelernt. Nur leider fing er ein paar Jahr(hundert)e früher an und da hatte ich keine Ahnung. Als guter Christ erzählte er mir dann die Geschichte selbst. Ob ich noch zu meinem Teil kam, weiß ich nicht mehr. Wir waren aber beide unzufrieden. In der mündlichen Prüfung in Germanistik lief es ähnlich. Bei Neumann lief es, genau wie wir es uns vorgestellt hatten, er hatte mich mit seinen vielen Themen richtig eingeschätzt und ich bekam eine Eins auf meine Darbietung. Der Prüfer der ersten Prüfung führte Protokoll bei der zweiten und umgekehrt. Ich schämte mich vor Neumann, dass ich Schreinert Fragen beantworten sollten wie die nach dem Wechsel der Wohnorte von Hans Sachs. Auch dieser zweite Teil lief schlecht. Sie waren am Ende alle anscheinend etwas ratlos und irgendjemand entschuldigte sich bei mir, dass sie mir leider keine Eins geben könnten, zumal auch das Philosophikum mit der Drei zu Buche schlug.

In diesem letzten Jahr in Göttingen war mir alles leichter gefallen als in den Semestern davor. Ich war souveräner, vielleicht weil ich einen kleinen Till "zu Hause" hatte.

Neben Wernhild wohnte Michael K., der jedes Wochenende zur Mutter nach Hannover fuhr. Ich habe ihn damals wohl gar nicht gesehen, sondern erst viel später auf irgendeiner Tagung kennnengelernt. Er wurde dann für ein paar Monate in **Wolfsburg** zu meinem Begleiter. Damals in Göttingen hatte ich einen Freund, der ein kleines Auto fuhr und liebevoll betreute. Er hatte zwischen Ankunft und Abfahrt den Autoschlüssel verloren und kam nun immer wieder die Treppe rauf, um ihn in Wernhilds Zimmer, die zum Glück nicht da war, zu suchen. Damals hätte ich schon verstehen sollen, dass ich ihm ganz schnell den Laufpass hätte geben müssen. Alle Ereignisse, die mit ihm in Zusammenhang stehen, lasse ich hier beiseite – als könnte ich damit auch die Erinnerung an die grässlichste Zeit meines Lebens löschen. Aber nicht noch einmal alles aufwärmen! Ich war ja "selbst schuld": Ich dachte damals zu klein von mir und die Mutter unterstützte mich dabei, denn ich war ihr ja zu ihrem Ärger schon seit Jahren über den Kopf gewachsen. Dagegen konnte sie nun endlich etwas tun! Es kostete mich etwa 2 Jahre (und brachte mir ein Drei im 2. Examen ein), aber dann konnte ich mich zu meinem großen Glück befreien und wieder erheben.

#### **Griechenland 1958**

Da ich in Tübingen im 2. und 3. Semester keine Miete zahlen musste, hatte ich für die Sommerreise nach Griechenland sparen können. Thomas hatte in der Wohnung derselben Leute, deren *chambre de bonne* ich bewohnte ein Zimmer. Wir hatten einen Besen gemeinsam. Als er ihn mir einmal brachte, sagte er, er wolle im Sommer nach Griechenland. Ich auch! Dann fahren wir doch zusammen! Wir machten einen riesigen Popensohn ausfindig, der ein Auto nach Saloniki überführen sollte. Ein "kleiner Doktor", ein Grieche, mit Sozia fuhr auf dem Motorrad neben uns her. Thomas musste die Route finden, da Nikos absolut unfähig dazu war. Wir kamen dann aber doch tatsächlich in Saloniki an. Von da aus sollten wir mit einem Bus, der von dort nach Athen gebracht werden sollte, weiterfahren. Wir sollten den Fahrer fragen. Das war dann eine dicke deutsche Frau in einem schmierigen Sommerkleidchen. Wir kamen in Athen ohne Motorhaube an, die hatte unterwegs der Wind weggeblasen. Sie wurde von einem Popen begleitet, offenbar ihrem Liebhaber, die 2 verschwanden für eine Mittagspause in einem Olivenwäldchen. Nikos war nicht mehr dabei, nur Thomas und ich in dem klapprigen Bus. In Athen stiegen wir also aus und kauften uns, wer weiß, was

wir uns dabei gedacht haben, jedes eine große Wassermelone, die wir dann mit unserem übrigen Gepäck mit uns rumschleppten. Thomas hatte einen Rucksack, ich einen "Matchbeutel", den ich nur über eine Schulter hängen konnte.

Mein Griechischlehrer Jorgo in Braunschweig – der mir die neugriechische Aussprache eingebimst hatte, obwohl er mir eigentlich die Anfänge des Altgriechischen beibringen sollte – hatte ein Freund in Athen, der angeblich Englisch sprach. Er konnte dann aber als einzige Fremdsprache nur Italienisch. Ich mischte also aus meinen Altgriechischkenntnissen und der gelernten Aussprache eine alt Neugriechisch. 8 Wochen vor dem Graecum hatte ich täglich 8 Stunden gelernt und mir damit ein fantastisches Gedächtnis antrainiert. Fast jedes Wort, das ich dann in Athen hörte, konnte ich mir gleich merken. Nach der Arbeit "redete" unser Gastgeber – wie hieß er doch noch? – zwei Stunden lang mit mir und nach 14 Tagen in Athen konnte ich Alltagssprache sprechen. Er hatte eine Verlobte, die seit ihrer Verlobung viele Kilo zugenommen hatte. So dick wollte er sie eigentlich nicht mehr, aber ein Rücktritt hätte nicht nur sie, sondern auch ihn die Ehre gekostet.

Einmal waren wir in ein Restaurant eingekehrt, in dem wir unser Standardmenü Spiegelei mit Tomatensalat essen wollten. Über der Tür war ein Schild mit Speisen und Preisen angebracht. Dort las ich "tiri", Käse, für soundsoviel. Vor der Bestellung fragten wir, was Spiegelei und Tomatensalat kosten würden. Wir bestellten tiri dazu. Als wir bezahlen wollten, sollte der tiri plötzlich das Doppelte kosten. Ich protestierte und zeigte auf das Schild – sie hatten nicht gedacht, dass wir griechisch lesen könnten. Es gab also einen kleinen Aufruhr. Als das die anderen Gäste mitbekamen, schickten sie uns Teller mit allen möglichen Speisen und dazu ein freundliches Lächeln.

Thomas hatte einen Schlafsack, ich nur ein kariertes Wollplaid. Das war für eine Übernachtung im Weinberg nicht warm genug. Wir dachten: Kreta ist südlicher, da ist es wärmer. Nachts war es das nicht. Einmal schliefen wir im Palast von Knossos. Wir reisten dann Richtung Osten um die Insel und machten in Ajiosnikolaos Station. Dort waren wir die Attraktion: Leute aus dem Dorf kamen, um mit uns zu schwimmen. Das einzige Haus dort war ein schmales, wie abgebrochen wirkendes "Hotel" mit 2 Zimmern. Im einen wohnte ein Holländer mit einem (ihm nicht verwandten) Knaben, im anderen ein emeritierter winziger deutscher Professor, der sich in Athen niedergelassen hatte. Hieß er nicht Singer? Wir bekamen einen zur Treppe hin offenen etwa 2x2 Meter großen Raum, für den wir nicht zahlen mussten. Wir schliefen auf dem Betonfußboden, Thomas immerhin auf seinem Schlafsack, mir hatte der Wirt wohl eine Decke zum Drauflegen gegeben. Professor Singer hatte uns zum Kaffee in seine Wohnung in der Nähe der Akropolis eingeladen. Wir verabredeten einen Tag und eine Zeit. In der Nähe des Hauses, in dem Professor Singer wohnte, trafen wir ihn. Er war sehr erfreut über die Zufallsbegegnung. Wir erinnerten ihn natürlich nicht an seine Einladung und er verabschiedete sich dann auch vor seiner Tür von uns.

Thomas lenkte die Kommunikation: "Mach den Leuten mal klar …", natürlich griechisch! Oder auch "Ingrid, mach Samtaugen und frag den Onkel mal …" Das verhalf uns zu einer Bootsreise nach Idhra (Hydra), vermute ich. Der dänische Reiseleiter vernachlässigte dann seine Reisegruppe meinetwegen ein wenig. Er war Fotograf in Kopenhagen und Vater ließ sich Jahre später von ihm fotografieren.

Auf einem Studenten-Busausflug nach Colmar und Straßburg lernte ich die Freunde Fietche (?) und Bibow kennen. Besonders in Erinnerung ist mir das Bild von Schongauer von Christi Himmelfahrt, bei dem noch ein oder beide Beine aus einer Wolke heraussehen. Und natürlich der Grünewaldaltar. Die beiden in höheren Semestern saßen einmal in der Autenriehtstraße auf meinen gepolsterten Apfelsinenkisten – von denen immer wieder die eine oder andere ausgetauscht werden musste, weil

sie unter einem Besucher zusammengebrochen war – und gaben mir gute Ratschläge für meine Gesundheit.

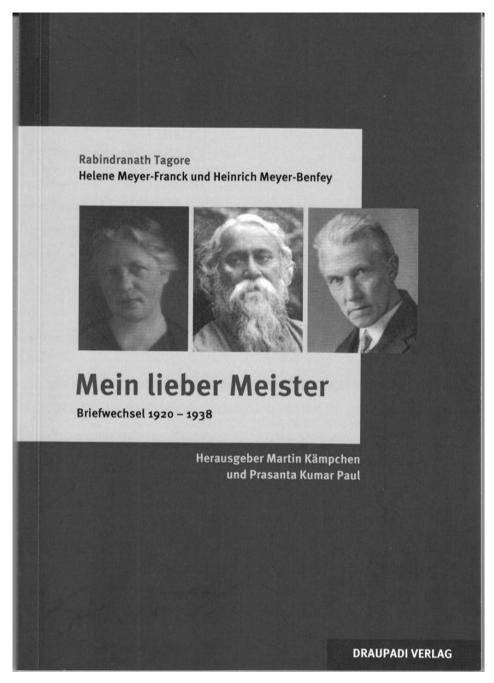
# Heidelberg

Niemals kann ich den Namen dieser Stadt hören, ohne dass ich denke "Lange lieb ich dich schon …" Aus *Leben10Anfänge* (S.20f.):

Schließlich also Heidelberg. Eine Gruppe von Mädchen der Klasse ging in eine Art Lokal. Der Raum war groß, sehr hoch und braun. Dort saß an einem der langen Tische eine Gruppe junger Männer. Sie waren etwas älter als die Mädchen. Die Gruppen kamen irgendwie in Kontakt miteinander. Wohl kaum durch vollständige französische Sätze der Mädchen. Die Jungen waren aus Brüssel. Dann wurde es höchste Zeit für die Mädchen, denn die Jugendherberge würde bald schließen. Einer der Jungen gefiel ihr. Sie war gleich ein bisschen verliebt. Er war sehr groß, schmal, hatte strahlende braune Augen, helle sommersprossige Haut und seine Nase hatte einen reizenden kleinen Schwung nach oben. Beim Aufbruch hakten sich alle ein, es wurden zwei Reihen. An einem Ende der einen Reihe sie, an einem Ende der anderen er. Er hob einladend den Ellenbogen. Sie tat dasselbe. Er löste sich tatsächlich von seiner Reihe und schloss sich ihr an. Dann wurden die Reihen kürzer, denn der Bürgersteig war schmal. Raymond, sie und René machten unter einer Laterne halt, um einander ihre Adressen aufzuschreiben. Das brachte sie so ins Hintertreffen, dass sie rennen mussten. Sie fassten sich an den Händen und ihr war, als stieße sie sich nur hin und wieder vom Boden ab. Sie lief so leicht wie in einem Traum.

Es muss gegen Ende meines Studiums gewesen sein: Ich war in den stets schwülen Kessel hinabgestiegen, in dem Heidelberg liegt, und hörte die Theologieprofessoren Claus Westermann, Günther Bornkamm und vielleicht auch Gerhard von Rad, die ich von ihren Büchern her kannte.

2011 hatte mich der Verleger indischer Bücher Christian Weiß zur Buchvorstellung meiner Übersetzung von *Mein lieber Meister* zur Tagore-Tagung eingeladen: *Briefwechsel zwischen Rabindranath Tagore und Helene Meyer-Franck und Heinrich Meyer-Benfey 1920 bis 1938*.



Christian und ich lasen aus den Briefen. Ich stellte Helene dar und Christian las Briefe von Tagore. Es war wohl eine sehr gelungene Veranstaltung. Christian hatte mich auch in seine Wohnung eingeladen, in der neben all den Büchern nur wenig Bewegungsfreiheit bestand. Er hatte mich sehr komfortabel in einem zeitweise von Freunden verlassenen Haus untergebracht.

# Heiningen (von Ende 1944 bis Ende Oktober 1955)

Mutters Firma schaute voraus. Hermann-Göring-Werke – durften die sich "in Sicherheit bringen", ohne in "Defätismus"verdacht zu kommen? Jedenfalls wurde Mutters Arbeitsstelle von Oppeln in Oberschlesien nach Heiningen, einem Dorf an der A4 ziemlich genau zwischen Braunschweig und Goslar, verlegt. Die Mutter sollte eigentlich vorausgeschickt werden, um in Heiningen "Quartier zu machen". Die Belegschaft wohnte in einem verlassenen "Arbeitsdienstlager", das teils aus Stein- und teils aus Holzbaracken bestand. Allgemein wurde es "das Lager" genannt. "Wir wohnen in Heiningen im Lager." Die Zimmer in den Ziegelsteinbaracken waren 2 mal 4 Meter groß und hatten dazu eine Bettnische von 1 mal 2 Metern, wenn Bewohner Glück hatten, war die Nische an der Fensterseite,

sodass der Raum fast wie ein Zimmer aussah. Die Einrichtung habe ich an anderer Stelle beschrieben und ebenso unsere Ernährung direkt nach Kriegsende (*Leben10Anfänge*, S.130, 133).

Als wir dort fünf Jahre gewohnt hatten, seit Juni 1945 zu dritt, also 1950, übernahm Dr. Heydemann die Leitung von "Bethel" dort. Ich kann mich an die Insassen nicht erinnern. Ingrid und Gerd hießen die Kinder. Ingrid lud mich zur Feier ihres 17. Geburtstags ein. Gerd und ich saßen auf den Lehnen des Sessels oder des Sofas, auf dem Ingrid ein aufgeschlagenes Fotoalbum auf dem Schoß hatte und uns die Fotos zeigte. Wir saßen rechts und links von ihr und stützten uns hinter ihrem Rücken ab. Da legte Gerd seine Hand auf meine. Das war der Anfang einer zärtlichen Freundschaft. Ich war in der 8. Klasse und Gerd wiederholte die 7., also das 1. Jahr in der Aufbauschule in Wolfenbüttel. Er habe nicht gelernt, sondern ein Radio gebastelt. Er war ein halbes Jahr älter als ich, hatte am 22. März Geburtstag. Gerd war auch beim Wiederholen ein schlechter Schüler und Ingrid nahm mich ins Gebet: Ich allein sei schuld daran, ich solle ihm den Laufpass geben, damit er in Ruhe lernen könne. Ich wollte es schon versprechen, aber dann machte die Schwester den Fehler auf meine Frage, ob sie mir glaube, dass ich ihrem "Rat" folgen würde, "Nein" zu sagen. Wenn sie es schon nicht glaubte, warum sollte ich es "glauben"?

Es war wohl dann im Jahr darauf, dass Dr. Heydemann die Leitung des Hauses Hessenkopf im Harz übertragen wurde. Das Lager war leer ohne Gerd. Ich trug bei jedem Gang Stevensons Schatzinsel mit herum und las, wohl auch im Stehen. Das machte Gerds Abwesenheit einigermaßen erträglich.

Erna Abb, geborene Nürnberg war ja eine "Musikertochter" (vgl. Sowas nimmt man doch nicht mit sich fort. Herkunftsfamilie mütterlicherseits). Sie wäre ja Harfinistin geworden, wenn ihr Vater nicht so früh gestorben wäre. Sie spielte ihr Leben lang Klavier und eine Vorliebe für schnelle Stücke, die ihr allerdings niemals fehlerfrei gelangen. Sie hatte nicht diese "ursprüngliche Musikalität" an sich, die ich bei meinem Vetter Helmut, dessen verschwiegener jüdischer Großvater, munkelte man, Musiker gewesen war, und bei meinem Freund Robert bemerkte, sobald er sich ans Klavier setzte. Aber ich sollte nun in die musikalischen Fußstapfen treten. Immerhin singe ich ja "richtig" und kann wie meine Großmutter die "zweite Stimme" (die Terz) singen. Im Übrigen bin ich musikalisch eine Niete. Nun schleppte ich aber, ohne mich zu weigern (heute meine ich, ich hätte mich weigern sollen) einmal in der Woche nach der Schule das für die zarte Person viel zu schwere – wenn auch nur zwölfbässige – Akkordeon quer durch Wolfenbüttel zu Fräulein Skerl. Wie es im Übrigen transportiert wurde, erinnere ich mich nicht. Dann mit 16 bekam ich Klavierunterricht bei Herrn Nieder. Wir wussten alle, dass er ein untergetauchter Nazi war, niemand verriet ihn jedoch, er wurde in einer Stadt auf der Straße erkannt. Er hatte mal gesagt, nun heiße er Nieder und nun sei er nieder. Er zeugte in Heiningen noch ein Kind mit einer Tochter Erdmann, deren Vater inzwischen der Bethelchef im Lager war. Er war Dr. Günther Venediger, Kommandant von Danzig. Was dann mit ihm geschah, weiß ich nicht. Er gehörte zur Generation meiner Eltern. Davon befreiten mich meine Scheuermannleiden.

Wir hatten, weil es keine Turnlehrerin für uns gab, Sport bei einer Tänzerin. Sie hatte uns mal beim Volkstanz zugesehen und von mir gesagt: "Hier liegt eine tänzerische Begabung." Ich musste öfter "vormachen". Einmal schwang ich Keulen und das tat so weh, dass ich das Gesicht verzog. "Wenn das weh tut, ist etwas nicht in Ordnung, gehen Sie zum Arzt!" Der stellte dann die "Scheuermannsche Krankheit" fest. Es war schnell immer schmerzhafter geworden. Nachmittags lag ich im Wohnzimmer auf dem Teppich. Dr. Claasen (?) in Braunschweig stellte dann die Diagnose. Ich bekam eine Gipswanne verordnet, die ich selbst abholen musste; ich erinnere mich, wie ich etwas geniert mit meinen Formen im Arm durch die Stadt ging. Darin musste ich vier Wochen Tag und Nacht liegen und

am Tag sehr häufig aufstehen und Kriechübungen auf dem Boden machen. In der Schule bekam ich einen Stuhl mit einer hohen Lehne. In dieser Wanne schlief ich wenigstens bis zum Abitur, mit ins Studium habe ich sie dann nicht mitgenommen. Die Tänzerin hatte mir angeboten, dass sie mich kostenlos unterrichten würde. Später stellte sich heraus, dass ich mir nicht einmal eine Folge von acht verschiedenen Schritten merken konnte, ein ähnlicher Ausfall wie beim Versuch, Noten lesen zu lernen, vielleicht gab es da auch einen Zusammenhang und von beidem mit Legasthenie. Das stellte sich schon beim ersten Klavierunterricht bei Günther Nieder – der später als Kommandant von Danzig Dr. Günther Venediger erkannt wurde. Er leitete auch den Chor, in dem Gisela Rothe und ich im Sopran sangen und ständig wegen Schwatzens ermahnt wurden, und Mutter Erna im Alt. Sie sang dort ihre Stimme vom Blatt und beim häuslichen Singen mussten sie die Stimm-Rollen tauschen. Ich war 16 und darum gaben sich alle überzeugt, dass ich einfach zu alt sei, um mit dem Klavierspielen anzufangen. Es blieb also ein Rätsel, warum eine gute Oberschülerin nicht Noten lesen lernen konnte.

Ins Haus Hessenkopf wurde ich dann in darauf folgenden Sommerferien mit Freundin, wohl als eine Art Anstandswauwau, eingeladen. Heide kam mit. Wir badeten in Waldseen und einmal musste ich mich verstecken, entkam durch eine Art Luke auf dem (oder den) Dachboden. Ich hatte Heides weißes Kleid an und machte mich beim Durchqueren der Luke auf einen tiefen Fall gefasst. Ich landete dann auf allen Vieren wenig tiefer. Gerd ging inzwischen in die Realschule. Er lud mich zu seiner Abschlussfeier nach der 10. Klasse ein, also Jahre später. Ich war inzwischen in die 11. Klasse versetzt worden.

Die Mutter runzelte über meine mittelmäßigen Zeugnisse die Stirn, doch mein Vater schenkte mir Geld und sagte zu ihr: "Sie ist doch versetzt!" Das genügte ihm. Ihre Schulkarrieren unterschieden sich vollkommen voneinander: Die ehrgeizige und fleißige Erna Nürnberg war in ihrer Realschulklasse die Beste gewesen und Otto hatte im Ersten Weltkrieg nachts bei der Paketpost gearbeitet und war in seinem Realgymnasium, noch dazu in einem Schulsystem, in dem Auswendiglernen und nicht Denken verlangt wurde, bis zum "Einjährigen" zweimal sitzengeblieben.

Zu einem zu irgendeinem Anlass von der Schule veranstalteten Ball hatte ich keinen Tanzpartner. Eine Kunstlehrerin, die in Braunschweig wohnte, hatte Kontakt zu Studenten der Technischen Hochschule – so hieß sie damals -, vielleicht auch zu der Burschenschaft Germania. Jedenfalls fiel mir Hans Bornow – so nannte er sich – zu. Wir konnten gut miteinander tanzen und reden und es sollte ein Art Fortsetzung geben. Dann stand ich vor eine Wohnungstür und auf dem Schild stand neben anderen Namen der Name Bornowski. Ich ging dann ins Institut für Chemie und fragte nach ihm. Ich habe vergessen, warum ich so aktiv bei der Suche nach ihm war. Jedenfalls ergab sich daraus, dass Hänschen am Wochenende öfter mit dem Bus nach Heiningen kam. Als die Eltern einmal verreist waren und der VW ganz schnell zu Herrn Pieper in die Nähe von Wolfsburg gebracht werden müssen, half er dabei. Ich konnte nicht einmal ein Telegramm aufgeben, Telefon hatten wir noch nicht, das war damals eher selten. Die Mutter und ich waren in den Sommerferien in Büsum. Hänschen stammte aus Heide und da besuchten wir seine Eltern. Der Vater war, glaube ich, Jurist. Hänschen hatte einmal seinen Besuch in Heiningen mit der Begründung abgesagt, sein Vater sei zu Besuch da. In irgendeinem Zusammenhang sagte ich: "Das war damals, als Sie zu Besuch in Braunschweig waren." "Ich war niemals in Braunschweig", sagte der Vater, Hänschen hatte gelogen. Er war sehr standesbewusst und sagte mir, er werde selbstverständlich die Tochter eines "alten Herren" seiner Verbindung heiraten. Er hatte aber durchaus nicht die Sexualmoral des Helden im Untertan, sondern war sehr korrekt und zurückhaltend. Einen der "alten Herren" hatte ich beim Trampen aus Wolfenbüttel kennengelernt. Dass er dazugehörte, erfuhr ich erst später. Er fuhr einen Porsche, hatte einen SchauSchau (?) auf der Rückbank und war alles andere als korrekt. Ich war froh, als ich aussteigen konnte. Hänschen war sehr empfindlich. Er erzählte etwas und ich zog den Schluss daraus: "Alle wollten etwas sagen und keiner wollte dir zuhören!", sagte ich oder etwas Sinngemäßes. Darüber war er so beleidigt, dass er nichts mehr mit mir zu tun haben wollte. Seine Karriere an der Uni verlief allerhöchstens mittelmäßig. Viele Jahre später besuchte ich ihn und seine Herrentochterfrau, die übrigens sehr nett war, in Berlin. Er hatte eine Widdertochter, die sich früh abgesetzt hatte, und einen Waagesohn, der Kleider entwarf und sehr weiblichzart wirkte.



Erna Abb, 1955 (Führerscheinfoto)



Otto Abb 1946

Im Juni 45 kam der Vater aus Italien zurück. Da er uns selbst nach Heiningen gebracht hatte, wusste er, wohin er sich nach dem Krieg wenden konnte.

# Hildesheim

Ein eher schmerzhaftes Kapitel. Allerdings mit gutem Ausgang. Sozusagen "Eine-Schatz- unter-der-Brücke-in Prag"-Geschichte.

Die frisch geschlüpften Assessorinnen des Lehramts werden in irgendwelche gottverlassenen Orte im Bundesland geschickt, deren oft einzige Attraktion das Gymnasium ist, an dem sie unterrichten sollen. Das gefällt mir nicht. Auf einer Tagung – vermutlich in Loccum – lerne ich Herrn Sobe kennen. Lang, blond, ein Jahrgang für die Hitlerjugend. Er bietet mir eine Stelle im Internat am Andreanum in Hildesheim an, vermutlich halb Internat, halb Gymnasium nebenan.

Die Mutter sah ein Foto von ihm und war entsetzt: "Dem willst du vertrauen?" Wie recht sie hatte! Aber es war zu spät. Ihre Menschenkenntnis konnte nichts mehr verhüten.



"heutige Ansicht" vom Gymnasium Andreanum in Hildesheim – auch schon 1967? (Wiki)

Der Vorteil des Internats ist, dass ich dort auch mein Kind werde mit unterbringen können. Er wird bald 5. Hat der Internatsleiter gesagt. Also reisen wir vertrauensvoll an. Im Gymnasium fragt man mich, ob ich lieber Erdkunde oder lieber Biologie in einer der 5. Klassen unterrichten möchte. Ich denke, ich gehe Pflanzen ausraufen und drücke sie den Schülerinnen zum Untersuchen in die Hand. Erdkunde ist mir jedenfalls fremder. Das funktioniert dann auch. Ich lasse die Kinder zeichnen, was sie sehen, und denke dabei an meinen eigenen anregenden Biounterricht in der 5. Klasse bei Frau Dr. Tobler.

Die Schüler im Internat sind in drei Gruppen geteilt. Klasse 5 bis 7 betreut Ute, 8 bis 10 sollen meine Gruppe sein, 11-13 die von Dr. Österley. Es lässt sich eigentlich ganz gut an. Wir bekommen eine Wohnung vorne an einem Laubengang angewiesen. Die Möbel muss ich "mieten". Jedenfalls ist Till auch, während ich in der Schule bin, "untergebracht": ältere Schüler beschäftigen sich gerne mit ihm, mir fällt da Wiegand ein. Irgendeiner ist immer im Haus. Till kann auch alleine in der Wohnung etwas machen.

Wie kommt es zu der Entwicklung? Ute schafft den Spagat zwischen Sobe und mir. Sie fährt mit der Familie in Skiurlaub und ist gut mit den Eltern befreundet und mag die beiden Töchter. Eine ist ein Jahr jünger als Till. Sie ist mir wegen einer gemeinsamen Unternehmung der Kinder im Gedächtnis geblieben. Zwischen irgendwelche Hauswänden ist ein silberfarbener Brei geschmiert und den Kindern fällt ein, dass sie sich damit versilbern wollen. Ist natürlich ein Drama. Sie sind kaum zu reinigen! Wiegand entfernt die Schmiere von Tills Körperchen. Natürlich war nach Meinung der Eltern des Mädchens Till der Anstifter. Und ich bin mit meiner "Erziehung" natürlich schuld – und natürlich der etwas zu unternehmungslustige Junge.



Schülergruppe vor dem Internatsgebäude, Till gehört dazu

Auf irgendeine Weise macht er Bekanntschaft mit einem Gleichaltrigen und spielt mit ihm, so lange, bis die Mutter den gefährlichen Spielgefährten entfernt. Die Jungen haben hinten im Garten ein kleines harmloses Feuer angezündet. Till darf, solange ich oder ein anderer Erwachsener mit Aufmerksamkeit dabei bin bzw. ist, mit Feuer experimentieren. Diese Grenze errichte ich ausdrücklich und bis dahin hatte er sie auch eingehalten. Woher waren denn wohl die Streichhölzer? Till hatte sie sicherlich nicht mitgebracht. Die Mutter ist entsetzt über den kleinen Brandstifter, als wäre er ein Kind von Asozialen, natürlich darf er nicht wiederkommen!

Wir machen Ausflüge auf Tills Roller. Er steht vor mir und wir rollen die Hügel der Wege auf dem Wall runter. Das Internat liegt direkt am "Liebesgrund". Im Winter kann man da rodeln. Einmal sind wir auf einer kleinen Insel. Ich sitze, Till steht und sieht mir über die Schulter: "Ein Eisbär!", sagt er ruhig und ernst, es ist kein Scherz. Ich drehe mich um und sehe einen großen weißen Hund, von dem auch ich finde, dass er wie ein Eisbär aussieht. "Schön, dass wir so viele Bücher haben, in denen wir alles nachsehen können!" Ich denke, eigentlich hätte er ja sagen können: "Schön, dass du so viel weißt und mir auf – fast – nun ja, die Bücher! – alle Fragen antworten kannst!"

Die Lage im Internat spitzt sich zu. Die dauerrauchende "Hausdame" tut ihr Teil dazu. Sie spricht die Schüler auf Haushalts- und Ordnungsfragen an. Michael aus der 10. reagiert jedes Mal wütend, schließlich muss ich dann alles in beiden Richtungen weitersagen. Am Nachmittag haben wir "Erzieher" Hausarbeitenaufsicht. Michael findet Mathe nicht besonders, seine Aufgaben sind für mich interessant und ich setze mich zu ihm und wir rechnen sozusagen um die Wette. Das führt für ihn schließlich zu einer Eins im Fach. Sein Freund Konrad ist mir als einer im Gedächtnis, der seinen Internatsleiter am liebsten in einen Sack stecken und verdreschen möchte. Das hat auch mit dessen Umgang mit mir zu tun: Wie viele Schüler bei verschiedenen Gelegenheiten putzt er auch mich vor ihnen runter, weil ich in aller Unschuld gegen irgendwelche Regeln verstoßen habe oder er das

jedenfalls meint. Das führt dazu, dass die Schüler sich mit mir solidarisieren. Ich höre einmal, als ich "Abenddienst" habe: "Kommt heute nicht zu spät, sonst kriegsts die Heiseler wieder ab!" Ich wolle mich beliebt machen, sagt der IL, darum würde ich nicht strafen. Ich wüsste nicht, wen ich wofür bestrafen sollte. Wenn etwas nicht internatsgerecht läuft, genügt es immer, dass ich dem Betreffenden das mitteile. Ich bekomme nicht mal "eine freche Antwort".

Als Ludwig aus der 13., der wohl schon etwas älter ist, am Wochenende mit dem Auto nach Berlin fährt, verbietet ihm und mir der IL, dass ich mitfahre. Ich wollte den früh verstorbenen Dichter Volker von Törne mit seiner Familie besuchen, mit denen Wanja und ich in Göttingen eng befreundet waren. Wir gehorchen, konnten wohl nicht anders. Dann bin ich schließlich gleichzeitig mit Gerhard in Berlin und das kommt einige Zeit später raus. Wir werden einzeln so verhört, dass wir uns nicht absprechen können. Einige Schüler aus meiner Gruppe zeigen Solidarität. Gerhard hat mit bei den Törnes geschlafen, sein Bruder, den er angeblich hatte besuchen wollen, war zu der Zeit gerade nicht in Berlin und das ist irgendwie rausgekommen. Danach hatten wir uns manchmal in der Wohnung von Gerhards Mutter getroffen. Sie arbeitete als Krankenschwester. Die Eltern, der stadtbekannte Frauenarzt und die Krankenschwester, waren geschieden und er hatte eine flotte, viel jüngere Frau geheiratet, mit der er in einem teuren Cabrio umherfuhr. Sie luden mich zum Abendessen ein. Der Vater billigte die "Beziehung" und erinnerte mich daran, dass ich natürlich den 12 Jahre jüngeren Gerhard, "wenn die Zeit gekommen ist, gehen lasse." Aber selbstverständlich! Als der IL den Arztvater einbestellt, hält der ihn davon ab, die Sache an die große Glocke zu hängen, schließlich wolle der IL ja wohl nicht die Bildzeitung im Haus haben! Der IL lässt sich darauf ein: Der Vater verfügt über professionelles Prestige und private Autorität. Auch seine Mutter ist eine lokale Berühmtheit. Sie züchtet große Hirtenhunde. Eine der Hirtenhündinnen zieht den Enkel der Züchterin mit zärtlichem Körperkontakt auf du sorge damit für seine emotional reiche Kindheit. "Wir haben die Kultur und die Hunde durch den Krieg gebracht", sagt die Großmutter. Sie ist Vorsitzende der Hildesheimer Goethe-Vereinigung. Jedenfalls führt die Entdeckung der unerlaubaten Beziehung zu meiner internen Entlassung aus Schule und Internat, großzügigerweise und auf Betreiben des Arztvaters, ohne Disziplinarverfahren.

Ich war, um dort zu arbeiten, in den Kirchendienst getreten, die lutherische Landeskirche betrieb beide. Tatsächlich war ich beim Einstellungsgespräch prophetisch gefragt worden: "Und was machen Sie, wenn sich ein Schüler in Sie verliebt?" Offensichtlich konnte sich der Befrager das vorstellen.

Ein langer Winter mit Treffen in Kneipen. In einer der Kneipen belästigt uns ein Betrunkener. Dann schluchzt er: "Sie (ich) haben mich so böse angesehen!" Die Lungenentzündung, die ich dann erst später in Wolfsburg auskuriere, hat sich wohl schon eingenistet.

Schließlich soll ich wieder in den Landesdienst übergehen. Ich hatte gedacht, ich müsste mich bis zur Ernennung zur Studienassessorin dort vom IL quälen lassen. So wurde ich schon nach einem knappen Jahr in Freiheit gesetzt, wenn auch unter etwas dramatischen Umständen.

Die führten mich ins Berufsparadies am als Ableger des in der Stadtmitte gelegenen Ratsgymnasiums neu gegründeten Gymnasium Kreuzheide im Norden Wolfsburgs. Der Landesdienstbeauftragte erwähnte mein Vergehen mit keiner Silbe, sondern bot mir einige Gymnasien zur Auswahl an, deren Gemeinsamkeit war, dass sie alle keinen Religionslslehrer "mit Fakultas" hatten. *Eine* Kleinstadt immer schäbiger als die andere! Ich hielt in meiner glücklichen Unschuld Wolfsburg für das kleinste Übel – es wurde dann zu meinem großen Berufsglück!

## Kassel-Wilhelmshöhe

Einer von Vaters markigen Sprüchen war: "Eine Frau muss kochen können!" Der andere Kernsatz gefiel mir besser: "Junge Menschen heutzutage müssen einen Führerschein haben!" Aber nicht nur kochen. Er wollte eigentlich, dass ich nach dem Abitur ein Jahr lang auf eine "Landfrauenschule" ginge. Die Mutter: "Sieh dir doch mal ihre Hände an! Soll sie damit Kühe melken?" Da ja keine Aussicht bestand, dass ich eine Landfrau werden könnte – der Vater konnte nicht wie der Freund Wild "im Westen" einen Bauernhof übernehmen, denn der hatte Frau und Kinder, die mitarbeiten konnten, während er mit einer Großstädterin verheiratet war und die Tochter mit 16 einen Wirbelsäulenschaden aufwies. Wir konnten ihn dann auf einen Halbjahrskurs runterhandeln, ich suchte ein teures Internat auf, das dann monatlich fast doppelt so viel kostete, wie mein Wechsel als Studentin ausmachen sollte – der bei meiner guten Einteilung vollkommen ausreichte.

Das war also die Mathilde-Zimmer-Stiftung in Kassel-Wilhelmshöhe, Jahreskurs für Mädchen mit mittlerer Reife, Halbjahreskurs für uns Abiturientinnen. Da nicht alle im Haupthaus wohnen konnten, wurden 6 von uns bei einem alten "Heimchen" an der großen Wiese Dönche untergebracht. Wir bezogen 3 Zimmer. Ute und ich wohnten im Wintergarten, im Durchgangszimmer davor 2 andere. Ich beschloss, mich nur Ute anzuvertrauen und im Übrigen verschlossen zu sein.

Das alte Heimchen konnte nicht verhindern, dass wir manchmal abends in die Stadt gingen und es waren sogar junge Männer dabei. Alle bis auf mich waren "höhere Töchter", eine war sogar schon verlobt. Sie mussten die Zeit überbrücken, bis sie dann Gattinnen werden konnten, dazu sollte bei einigen auch ein Studium herhalten. Ute verachtete das. Nur mir nahm sie ab, dass ich studieren wollte, weil ich "es wissen wollte", ich war eben aus "einfacherem Hause", weder Akademikervater noch Vermögen in der Familie. Mit je einer 4 in Kochen und "Ordnung" und einer 1 in Gymnastik und Sozialkunde schloss ich dieses Ferienhalbjahr ab. Beschreibungen der Lehrerinnen wären Satiren geworden.

#### Kairo - Sinai

Meinem Prinzip folgend, hatte ich erst einmal mit einer Gruppenreise erforscht, ob ich im jeweiligen Land auch allein würde reisen können. Könnte ich, schloss ich aus meinen im Übrigen durchschnittlichen Touristenerfahrungen auf dieser Gruppenreise: Kairo gefiel mir, das große Museum und der bewohnte Friedhof, überall Polizisten, die uns vor den dort und damals nicht seltenen Anschlägen schützen sollten. Assuan wäre auch des Wiederkommens wert und ich wollte den Sinai besuchen. Die Osterreisen 1993 also in eigener Regie. Einer der ägyptischen Führer, der wie eine Pharaostatue aussah, schien mir – zu Unrecht, wie sich herausstellen sollte – als Vermittler geeignet. Den Taxifahrer, der als Führer und Fahrer für die Sinaireise vermutlich angenehmer gewesen wäre und der mich einmal zum Museum gefahren hatte - "Soll ich warten?" - ließ ich leider, ohne eine Kontaktmöglichkeit erfragt zu haben, gehen bzw. fahren. Er war ein schöner Nubier, war Chauffeur bei irgendeiner britischen (?) Bekanntheit gewesen und sprach ein sehr schönes Englisch. Wir wissen ja: "Das Schicksal der nicht versäumten Gelegenheiten sollte uns über das der versäumten trösten!"

Ostern also wieder Kairo. Den "Führer" (den Namen habe ich vergessen, von hier an Fü) traf ich am Morgen nach einer Nacht in einem vergessenen Hotel mit dem Fahrer (auch vergessen, von hier an Fa), sie verschwanden in einer Agentur, wo sie das Auto für eine Woche mieteten. Bis nach Suez hielt es erst einmal durch. Dort bestand ich darauf, ins *White Horse* und nicht ins teure *Red Horse* gebracht zu werden. Fü und Fa verschwanden, um für die Reparatur zu sorgen. Im Hotel dachte ich dann, ich würde weder Auto noch die beiden Männer jemals wiedersehen und überlegte, wie ich bis zum Abflug fast 12 Tage später mit meinem restlichen Geld – ohne jede Art Karte, mit der ich an Geld

hätte kommen können – auskommen würde. Ich war recht aufgeregt und erzählte alles dem Franzosen am Empfang. Doch dann kam Fa tatsächlich zurück und die Reise ging weiter. Ich wollte an der Westküste entlang bis zur Spitze der Sinaihalbinsel und auf der anderen Seite zurück. Dort wollte ich dann das Katharinenkloster besuchen und auf den Berg Sinai, natürlich zum Sonnenaufgang steigen. Nach dem Baden an der Spitze ließ ich leider meinen einzigen Badeanzug an einem Baum hängen, sodass ich, da Ersatz nirgendwo zu beschaffen war, die übrige Zeit in Hemd und Höschen schwimmen musste. Am Katharinenkloster hatte ich ein fantastische Unterkunft, sehr orientalisch und gleichzeitig sehr angenehm. Ins Katharinenkloster durften die Muslime nicht mit . Die Mönche dort sind ja Griechen und so bekam ich, nachdem ich einen auf Griechisch angesprochen hatte, in allem Touristengewühl eine sehr interessante individuelle Führung. Später war's mir aber doch zu früh, im Dunkeln aufzustehen und den Berg zu besteigen. Aber meine beiden Männer bestanden drauf: Nun sei ich schon mal da. Sie fassten mich an den Händen und zogen mich den Berg rauf. Oben trafen wir viele, die wie wir vergebens auf den Sonnenaufgang warteten. Er musste also hinter Wolken stattgefunden haben.

Auf der Reise saß Fü zunächst hinten im Auto und summte unaufhörlich, auch sonst erwies er sich als Nervensäge. Es gelang mir schließlich, ihn nach Hause zu schicken. Wir waren dann am nordöstlichen Rand in einem Hotel, das einem gehörte, den Fa kannte. Es war nicht billig, doch ich konnte dort gut schwimmen. Dort bot mir Fa auch weitere Dienste an, auf die ich dann aber verzichtete. Einen Tag vor dem Ende der Autowoche lieferte mich Fa in einer Art Barackensiedlung am Meer ab. Kein Raum frei. Nein, ich würde bleiben. Irgendein Verschlag für die erste Nacht, dann doch noch ein Raum für mich. Der Strand war nah und voller Plastiktüten. Welche Person aus Deutschland würde sich damit abfinden? Viel zu tun - und am nächsten Morgen sah es aus wie am Tag zuvor. Ganze volle gut zugebundene schwarze Mülltüten wurden angeschwemmt, ich vermutete damals, sie kämen aus Eilat, doch später sah ich in Israel, dass die Isrealis "so etwas" nicht tun würden: volle Abfalltüten ins Meer werfen. Ich schwamm also mit schwarzen Plastikmüllsäcken. Rückreise nach Kairo mit dem Bus. Fa erwartete mich am Busbahnhof, er wollte wohl die noch übrigen 300 DMark mit mir verjubeln. Das Hotel wurde gerade renoviert, ein langer Gang mit Holzwänden ist mir im Gedächtnis. Dann hatten wir ein romantisches Abendessen auf einem Boot im Nil. Am Tag darauf machte er eine lange Autofahrt mit mir, um an irgendein grünes Ziel zu gelangen. Unterwegs warf sich ab und zu ein junger Mann auf unsere Motorhaube, um uns dazu zu bewegen, im Restaurant, das ihn ausgeschickt hatte, zu essen. Sie hatten wohl Übung, denn keiner kam zu Schaden. Das grüne Ziel war wohl nicht so grün wie der Park vor meiner Haustür zu Hause.

Dann kam der Tag meines Abflugs, der schicksalhafte 16. April 1993. Fa brachte mich zum Flughaften, bis an die Barriere, an der mein Koffer aufs Gelände gelangte. Natürlich herzlicher Abschied und bis zum nächsten Mal! Der Mann auf der anderen Seite der Barriere packte meinen Koffer auf einen Wagen, auf dem schon das Gepäck anderer gestapelt war. Ich musste ihm dann zum Aufgeben des Gepäcks hinterherlaufen. Die anderen, die zum Gepäck auf dem Wagen gehörten, waren Niederländer. Drei. Sie waren die letzten einer größeren Gruppe. Alle sehr lang, blond und reisegekleidet. Zwei Männer und eine Frau, ebenso lang wie die beiden. Ich fragte englisch, ob das die richtige Sprache für unsere neue Gemeinschaft sei, nein, sagte die Frau mit einer Männerstimme: Alle sprächen deutsch. Nachdem das Aufgeben gelungen war, saßen wir irgendwo gemütlich und warteten, bis unsere verspätete Maschine starten – oder vielleicht zuvor überhaupt erst einmal landen – sollte. Die Zeit über sprach ich mit der schönen langen Frau mit der Männerstimme. Meinen Anfangssatz weiß ich noch: "Sind Sie eine Künstlerin?" Ich hielt das für sehr geschickt. Jedenfalls antwortete sie auf die Frage. Im Flugzeug waren die Plätze in meiner langen Reihe frei. Die

niederländische Gruppe saß hinten. Bald aber kam Regine zu mir und wir redeten auch den Flug über miteinander. Sie war nach der Reise auf ihre Gruppe nicht mehr sehr gut zu sprechen.

Wir flogen über Wolfsburg hinweg nach Amsterdam. Dort half mir Regine noch mit dem Koffer und brachte mich auf meinen Bahnsteig zum Zug nach Hannover. Wir tauschten Telefonnummern aus. Als sie nach ein paar Tagen nicht angerufen hatte, rief ich sie in Amsterdam an – und es stellte sich heraus, dass ich zwar die Wolfsburger Vorwahl, doch die alte Telefonnummer vom Wollmarkt in Braunschweig aufgeschrieben hatte, zur Entschuldigung: sie war ähnlich. Sie lud mich dann nach Amsterdam ein, diese Reise konnte natürlich erst in den Sommerferien stattfinden. Für einen Teil davon hatte mich Wanja zu meinem zweiten Moskaubesuch eingeladen. Dieses Mal würde er da sein und mich vom Flugplatz abholen. Dann bekam ich die Nachricht, es werde mich doch jemand anderes abholen. Ich war wieder sehr gut untergebracht, diesmal allerdings ohne "Betreuung", das Professorenpaar war verreist. Wanja lag in einem weit entfernten Stadtteil im Schlafzimmer von Freunden – er war überfallen worden und alles, was ich von ihm sehen konnte, war geschwollen und dunkelblau. Er hatte einen dunklen Weg zu der Freundin eingeschlagen, die kurz zuvor eine Morddrohung bekommen hatte. "Es waren drei", sie wollten ihm die Tasche wegreißen, die hatte er allerdings festgehalten. Wie sie ihn so zugerichtet hatten, habe ich nicht erfahren oder vergessen. Er war so mitgenommen, dass er nicht einmal mehr lesen konnte – dabei war Wanja ohne Buch und ohne Tee eigentlich unvorstellbar. Er konnte nur telefonieren, was er ausgiebig tat. Damit versuchte er, auf alle und alles Einfluss zu nehmen. Es war eine lange U-Bahnfahrt von meiner Wohnung aus, Wanja hätte am liebsten gehabt, dass ich ihn jeden Tag besuche, aber das war mir dann doch zu viel. Er war zwar sehr mitgenommen, doch er konnte noch wütend reagieren, als ich ihn fragte, ob der 10 Jahre jüngere Sascha auch so intelligent wie Till sei.

## Iguazú-Wasserfälle

Der Höhepunkt der drei Brasilienreisen! Zum ersten Mal waren wir 2002 auf dem Berg in Gerta Mays Poussada in der Nähe von Florianopolis, also im Süden. 2004 zum 2. Mal. 2005 flogen wir nach Sao Paulo, waren in der Ökostadt Curitiba und buchten einen Trip mit Übernachtung(en?) zu den Wasserfällen. Später waren wir von dort aus am Meer in Matinhos, dort "dolmetschte" ich, so gut es ging, und wir kämpften mit





den Wellen. 2008 waren wir dann in Salvador de Bahia zu einem dreiwöchigen Sprachkurs. Ein rosafarbenes Hotel in der Nähe des Yachthafens, dem einzigen Ort, an dem man an dem langen

Stadtstrand schwimmen konnte, weil dort keine Felsen direkt über oder unter der Wasseroberfläche waren. Bei einem sturzbachartigen Regen wateten wir barfuß in Badeanzügen und in Müllsäcke verpackt durch die zu Bächen gewordenen Straßen zum Unterricht. Ein schöner schwarzer Masseur am Strand.

#### Kolimbari

"Der heute [1.9.2013] fast 80jährige Bischof Irenäus von Kissamos-Kastelli [... ist ] unter anderem [...] Mitbegründer der kretischen Volksreederei ANEK, die in den 60er Jahren die ausschließlich profitorientierten Festlandsreedereien [von denen einige der maroden Schiffe untergegangen waren] verdrängte und einer Schiffahrtspolitik Platz machte, die ausschließlich den kretischen Bedürfnissen Rechnung trug.

In der Diözese von Irenäos befindet sich auch die [nach dem Vorbild der Evangelischen Akademien in Deutschland gegründete] Orthodoxe Akademie von Kréta, bei Kolimbari am Fuß der Halbinsel Rodopoú. In der Akademie wurde während der Militärdiktatur eine Opposition organisiert, heute widmet sie sich Themen wie Gleichberechtigung oder der Problematik des Tourismus."

Im Frühjahr 1985 nahm ich dort an einer Tagung teil. Zu allem Überfluss fand ich noch eine kleine Töpferei an der Hauptstraße. Töpfern und Schwimmen! Das wäre genau das Richtige für die Sommerferien! Bischof Irenäos hatte am anderen Ende der Insel eine Töpferschule gegründet und an verschiedenen Orten Töpferereien eingerichtet. Die in Kolimbari wurde von Nikos betreut. Ob ich auch ihn schon in den Osterferien kennen gelernt habe – oder doch erst im Sommer? Ob die Töpferei Ostern offen war?

Auf einer anderen Seite war das Meer zugänglicher als direkt vor der Akademie und das Schwimmen war in der geschützten Bucht sehr angenehm. Aber wo sollte ich im Sommer wohnen? Ein kleines schmales Hotel mit kleinen Zimmern schien mit trotz sehr freundlicher Wirtin für einen längeren Aufenthalt ungeeignet. Ich ging also auf einer Straße landeinwärts und dann auf einem Feldweg links ab.

Dort fand ich schließlich ein reich aussehendes großes Bauernhaus mit einem Neubau im Garten. Niemand war zu sehen. Ich schrieb also auf Griechisch ein Zettelchen, fragte nach Unterkunftmöglichkeit für den Sommer und kündigte meine Rückkehr an. Tatsächlich waren sie bereit, mich aufzunehmen. Nicht gegen Bezahlung! Ich könnte eins der beiden Kinder, das kleine Mädchen, in Englisch unterrichten. Im groß aussehenden neuen Haus wohnte niemand und doch könnte ich nur in der Küche wohnen. Egal.



https://radio-kreta.de/die-orthodoxe-kirche-auf-kreta/

Also verbrachte ich die Sommerferien in einem kretischen Bauernhaus. Ich durfte an allem teilnehmen. Abends unterhielt ich mich mit Onkel Jannis, der mit seiner Frau und Pflegerin das übrige Jahr in Athen wohnte. OJ war im Bürgerkrieg durch eine Rückenverletzung querschnittgelähmt. Er war bei den Regierungstruppen, wollte aber zu den "Rebellen" überlaufen, doch davor wurde er von seinen Freunden schwer verletzt. Da er zu dieser Zeit also noch der staatlichen Armee angehörte, wurde ihm eine gute Rente zugebilligt. Nach langem Krankenhausaufenthalt hatte er eine seiner Pflegerinnen geheiratet; das war offenbar auch für sie eine Verbesserung. Wenn ihm jemand ins Wasser half, konnte er schwimmen. Er fuhr einen Mercedes, in den er sehr geschickt aus dem Rollstuhl einsteigen konnte, und kutschierte im Sommer seinen Bruder mit viel jüngerer Frau und den beiden Kindern gegen Benzinkosten über die Insel. Er hatte Abitur gemacht, war gebildet und interessiert und er war wohl auch froh über mich als Gesprächspartnerin. Jeden Abend führten wir lange Gespräche und dabei lernte ich natürlich sehr viel besser griechisch sprechen. Ich zeigte ihm auch meine griechischen Gedichte, die er tatsächlich ein bisschen bewundert – vor allem aber verbesserte.

Dem kleinen Mädchen und mir gelang es nicht zu bewirken, dass sie nach einer halben Stunde wiederholen das einzige Wort womöglich behielt. Kathi war dann einverstanden, dass wir die Versuche aufgaben. Kathi war eine ausgezeichnete Hausfrau, u. a. kochte sie Seidenwürmer und verarbeitete wohl auch die Seide auf irgendeine Weise.

Inzwischen ging ich täglich zu Niko in die Töpferei. Ich hatte einen Schlüssel, sodass ich auch ohne ihn ins Haus konnte. Es ergab sich dann, dass ich gelegentlich Touristen Keramik verkaufte. Der Töpfer sitzt dort neben der Scheibe und nicht davor wie bei uns. Niko gab mir ein bisschen Unterricht. Er

wurde sehr schlecht bezahlt, das nahm er dem Patriarchen doch etwas übel. Er fuhr einen alten Bulli, dessen jeweiliger Zustand von Nikos Laune widergespiegelt wurde. Die Eltern im Nachbarort waren sehr arm. Sie lebten von einem Gewächshaus mit Tomaten. Statt auf einer Terrasse saß man auf einem größeren Treppenabsatz vor der Haustür und hatte den Ausblick auf eine selbst angelegte, also private, Mülldeponie. Das schien niemanden zu stören. Es gab keine Uhr im Haus, im nächsten Jahr gab ich Niko eine Wanduhr für das Haus seiner Eltern mit. Nikos wohnte ganz in der Nähe meiner Unterkunft in einem kleinen wohl gemieteten Zimmer. Ich war dann öfter alleine in der Töpferei und habe sogar gelegentlich an Touristen verkauft.



Hier sitzt man seitlich von der Scheibe und nicht davor bzw. dahinter wie bei uns.

Einmal drängte mich meine Bauernfamilie Landsleute, die in der Nähe untergebracht waren, zu begrüßen. Dass ich das zunächst ablehnte, verstanden sie nicht: "Es sind Deutsche (wie du)!" Na gut. Sie waren Berliner. Das Mädchen war etwa 12 und sagte, sie seien über einen See an ihren Ferienort gefahren. Einen See? Da war kein See. Sie meint wohl das Meer? Der Vater belehrte mich: "Für der isses eben ein See!" Sie hatte anscheinend noch nie eine Landkarte von der Gegend gesehen. Das war dann das Ende des Landsleutetreffens. In der Stadt kauften wir ein Fahrrad für mich, damit ich schneller in die Töpferei in der Überlandstraße, die mehr oder weniger am Meer entlang führte, kommen würde. Ich fragte im Laden nach eine Fahrradlampe. Erstaunen beim Verkäufer: "Oli xeni

thelun fos!" Ich bestand darauf und bekam eine. Dieses Fahrrad haben später hoffentlich die Bauernkinder genutzt. "Xeris ipodhilaton?" Ja, in Deutschland lernen alle Kinder schwimmen und radfahren! Ach! Als wir einmal in Onkel Jannis' Auto einen Ausflug machten und an einem Süßwassersee vorbei fuhren, sagte Kathi: "Ingrid ist die Einzige von uns allen, die hier schwimmen kann." Das Meerwasser trug sie, auch ohne dass sie schwimmen konnten.

Im Jahr darauf nahmen sie mich nicht noch einmal auf, ich konnte sie nur besuchen. Die Leute im Dorf hatten gesagt, sie würden sie wegen nicht genehmigter Fremdenbeherbergung anzeigen. Es war meinem Bauern nicht gelungen, sie zu überzeugen, dass ich nichts bezahlte – es war wohl der blanke Brotneid, der sich bei dieser Gelegenheit äußerte. Also wohin? Zu Niko, der eine Unterkunft in einer Baracke neben der Akademie bewohnte, konnte ich natürlich nicht ziehen. Ins schmale Hotel? Die Wirtin Ewgenia bot mir ihre im Sommer nicht von ihnen genutzte Wohnung an der Hauptstraße an, dort könnte ich mich einmieten. Viel Platz, ein samtenes Wohnzimmer und eine Küche. Da muss ein Hügel gewesen sein und darauf ein Dorf mit einer verwunschenen Ecke mit einer eingefassten Quelle, die unwiderstehlich zum Drinwaten einlud. Dorthin wanderte ich manchmal, es war wie eine andere Welt, in der die Wünsche sich erfüllen: Von einem Lastwagen fiel mir eine Orange vor die Füße.

Als ich einmal auf der Busrückreise aus Chania war, stieg eine lange bräunliche Gestalt unterwegs ein. Seine offensichtlichen Knieprobleme und dass wir die einzigen "Fremden" im Bus waren, bot natürlich Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen. Ian war ein ausgestiegener Cop aus London. Er fuhr aufs Geratewohl auf der Insel umher und fragte interessiert nach meinem Aufenthaltsort. Dort würde er gerne mit mir aussteigen. Ich arrangierte dann, dass er ein Zimmer im schmalen Hotel bekam, das ich ihm bezahlen würde, da er *lowbudget* unterwegs war. Das sollte dort natürlich niemand wissen und wir besprachen auf Englisch das Prozedere. Ich gab ihn als alten Bekannten aus, der mich für einen Tag besuchen gekommen sei. Wir gingen in das verwunschene Dorf, nach einer Weile sagte er: "We must go!" Wenn es zu schön und idyllisch würde, müsse er sofort weg, "grasp the nettel!" Habe ich damals auch nicht verstanden. Schließlich brachte ich ihn zum Bus. Dort traf er einen anderen Londoner und von dem kurzen Gespräch, das sie führten, verstand ich wahrhaftig kein Wort. Ein weiter blauer Rock mit Bordüre aus dicker griechischer Baumwolle.

# **Kreta 1975**

Einige Stunden durch die Samaria-Schlucht zur Südküste. Die Wanderung war zwar an einem Tag zu schaffen, doch viele übernachteten dort irgendwo. Ich suchte mir erst im Dunkeln eine Lagerstatt und fand sie, wie sich sehr bald zeigte, auf einer größeren Ameisenstraßenkreuzung. Ich zog dann eine Bank in der Nähe vor, sehr schlafreich war die Nacht vermutlich nicht. Zwei Nächte in der Schlucht? Jedenfalls lernte ich dort Sotiris und seinen Freund Jannis kennen. Sie hatten ein Zelt. Sie müssten ihre Ferienreise – sie waren aus Athen – abkürzen, denn Jannis hatte die Brieftasche mit seinem Reisegeld auf einer Theke liegen lassen und jemand war offenbar damit durchgegangen. Das Reisegeld Sotiris' würde dann nicht für beide auf der geplanten Route reichen. Aus dieser Begegnung ergab sich eine immer wieder aufgefrischte Freundschaft bis heute. Sotiris ist das sechste Kind nach fünf Schwestern eines Popen in Athen. Sein Name Sotiris – der Retter (ein Attribut Christi, z. B. in dem christlichen Symbol, dem Fisch (I-ch-t-y-s): Jesús Christós Theú (H)yiós Sotér: Jesus Christus Gottes Sohn Retter) - spielte sicherlich darauf an, dass er die Familie fortsetzen würde – nun ja "Kaufmanns" (Ikonómu) gab es auch im griechischen Sprachraum viele.

### La Jolla 1976

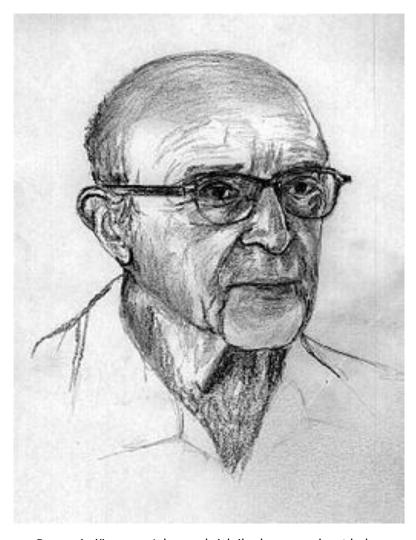
Zu einem der Ziele bin ich mit einem aus Jugoslawien stammenden großen, eher kräftig als dicken, ältlichen Mann im Auto mitgenommen worden. Vermutlich von SF nach San Diego. Er wohnte in einem einräumigen Holzhaus. Eine, allerdings diskret und eher angedeutete Einladung zu engerem Kontakt mochte ich nicht annehmen. Ich bewunderte die Landschaft von der berühmten Küstenstraße aus, auf der wir fuhren. Dann gab es einen Aufenthalt zum Mittagessen, bei - in dem ich etwas mit der mir damals noch unbekannten Hinzufügung *Lowcal* bestellte. Alle anderen Einzelheiten sind verschwunden.

Das *Institute for Studies of the Person* bot einen 5-Tagekurs in so etwas wie "personenzentrierter" Kommunikation an, das 2021 so angekündigt wird:

Opening myself to who I am,
Hearing you for who you are:
Interactions, conversations,
People sharing their lives, often
Leading deep into our truths in hope,
In dreams, in challenges, in rejoicing.

Das Institute hatte eine Suite in einem Hotel für uns gemietet, das direkt am Strand lag. Vermutlich wohnten wir auch in diesem Hotel. Wir waren etwa 20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Wir hatten den Luxus von gleich drei facilitators: Bill, der große dicke kuschelige Teddybär, der vor allem für Gefühle zuständig war und dessen Namen ich vergesse habe, und Doug Land. Üblich sind zwei, möglichst verschiedene Leute, damit alle Teilnehmer "ihren" besonderen Ansprechpartner finden könnten. Außer Rose und mir waren alle anderen weiße Nordamerikaner und Amerikanerinnen. Als Marty zur Tür reinkam, dachte ich: "Nicht schon wieder". Er war ein jüdischer Tischler, hatte dunkelbraune Locken, braune Augen, ein sehr schönes Gesicht und war "gut gebaut". Es blieb dann aber bei einem Besuch in Tijuana in seinem Auto an einem versammlungsfreien Tag. Ich nutzte die Gelegenheit zu mexikanischen Einkäufen. Wir aßen in einem Lokal vermutlich tortillas und Marty schien mir ein bisschen übelzunehmen, dass ich mich nicht als Fremde zu fühlen schien. Er verstand nicht, dass ich mich dort kaum fremder als in Kalifornien fühlte. Rose ist oder war die Tochter eines bekannten Schriftstellers etwa der Art wie Bernt. Sie gab gerade seinen Nachlass heraus. Ihr Mann war Philosophieprofessor an der Uni München. Sie erzählte mir von ihrem eben überstandenen Drama: Sie war Psychologin und machte – zu Lehrzwecken oder aus Bedürfnis? – eine "Psychoanalyse". Wie leicht nachzulesen, kommt es zur "Übertragung": Die Klientin "verliebt" sich in den Therapeuten. Wieso hatte er das nicht verstanden? Er lehnte sie schroff ab und das trieb sie in einen Selbstmordversuch. In Bayern wachen die Überlebenden "ohne Türklinke" wieder auf, in der Psychiatrie. Ihr Mann hatte ihr alles verziehen und war mit ihr auf der Reise, aber nicht mit im Kurs. Ich beneidete sie dafür, dass sie "bodysurfen" konnte, wenn wir zusammen schwimmen gingen!

Es waren einige (?) dieser großen, kräftigen blonden Nordamerikaner da – wohl von der nachdenklicheren Sorte, sonst hätten sie vermutlich nicht an so einen Kurs teilgenommen. Diese Art Männer scheint hysterisch hinsichtlich von allem zu sein, was für sie nach "Gewalt" aussieht.



Rogers in jüngeren Jahren, als ich ihn kennengelernt habe

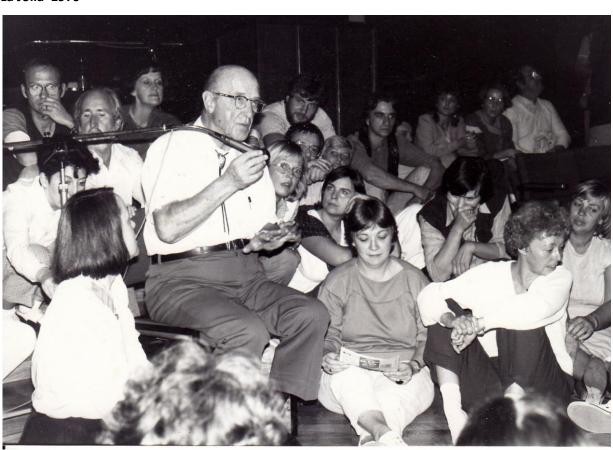
Das Drama löste schließlich ich aus, der Grund dafür lag allerdings bei Bill, der ein facilitator-Tabu gebrochen und sich auf eine Affäre mit der blonden langhaarigen Pat eingelassen hatte. Diese Affäre ließ Doug absolut keine Ruhe und er langweilte uns damit, unaufhörlich darüber zu reden. Immer wieder sagte er, er verstehe das nicht, und die etwas törichte Pat versuchte immer wieder zu "erklären". Das alles ging wohl stundenlang. In solchen Gruppen ist ein weiteres Tabu, dass man ausschließlich redet und nicht irgendetwas tut. Ich war nicht einverstanden, dass Doug die Zeit mit seiner Empörung über Bill füllte, schließlich sollten wir ja alle Thema sein. Ich bat ihn ein paarmal, das Thema in der Gruppe fallenzulassen und schlug wohl sogar vor, er solle es mit Bill alleine oder mit den beiden erörtern. Er machte immer weiter. Er stahl uns die Zeit und es war langweilig. Da beschloss ich, ein weiteres Tabu zu breche: Ich stand auf, ging durch den Sitzkreis zu Doug und legte ihm eine Hand auf den Mund. Er reagierte automatisch und schob mich mit ein bisschen Schwung zur Seite. Da stand für ihn unglücklicherweise eine Lampe, die ich zum Scheppern brachte. Mit derselben Hand, mit der er mich beiseitegeschoben hatte, hielt er mich, sodass ich stehenblieb. Damit war das Thema Bill und Pat beendet. Nun folgte das Thema Gewaltanwendung eines starken Mannes gegen eine schwache Frau. Je stärker die Männer, desto größer die Empörung. Ich versuchte vergebens, die Wogen zu glätten: "Das habt ihr wohl nicht gesehen, Doug hat mich gehalten!" Nein, er wurde zum Gewalttäter erklärt. Rose verhielt sich vermutlich neutral. Einige andere stürzten sich geradezu auf ihn. Ich versuchte immer wieder, ihnen klarzumachen, dass er mich nur geschoben und dann gehalten hatte. Damit war die Sitzung für den Vormittag beendet. Am Nachmittag sagte Doug beim

Reinkommen, er habe überlegt, ob er überhaupt wiederkommen sollte, da sie so aggressiv auf ihn reagiert hätten. Ich ging zu ihm und sagte, es tue mir so leid, und er sagte zu mir: "Mit dir ist es schon in Ordnung." Natürlich war ich darüber sehr froh. Er war der rationale *facilitator*, dem ich mich am nächsten fühlte, sonst hätte ich das wohl auch nicht gewagt. Irgendwie muss es dann aber doch weitergegangen sein. Carl Rogers erschien nicht in diesem Workshop.

Es muss bei diesem ersten Aufenthalt gewesen sein. Von der Klippe konnte ich auf den Strand runtersehen und dort ging regelmäßig ein Paar spazieren. Es waren Erving (1922) und seine Frau Miriam Polster (1924-2001). Ich rief sie wohl an und sie luden mich ein. Europäische Entfernungen gewohnt, machte ich mich mit einem Stadtplan oder einer Landkarte in der Hand auf den Weg. Es schien dann doch weit zu sein. Nach einiger Zeit hielt ein Auto neben mir und sie fragten mich nach dem Weg. Ich konnte ihnen mit meiner Karte weiterhelfen und sie fuhren mich dann zunächst zu den Polsters. Es war offenbar ein sehr schöner Nachmittag und irgendwie muss ich dann ja auch wohl zurückgekommen sein.

Ich brach danach gleich nach **Esalen** auf.

### La Jolla 1979



Zu Füßen des Meisters. Carl Rogers in La Jolla, Kalifornien, 1979. Damals war er 77. Da ist eine Hand an meinem Rücken, deshalb wende ich kurz den Blick vom Meister ab. Als wir ihm am Ende alle die Hand geben durften, sagte er zu mir: "Your eyes have been very close to me." Das habe ich natürlich wörtlich behalten!

Das war also der 17-Tage-Sommerkurs. Wenn man ihn erfolgreich mitgemacht hatte, könnte man vielleicht im nächsten Sommerkurs als *facilitator* eingeladen und eingesetzt werden. Hildegard war so eine und machte es ganz gut. - Am Wochenende durften wir zu zweit, also 2 Teilnehmende (!) zum

Wochenendkurs Angereiste *facilitaten*. Mein Partner war der kleine blonde ungeschickte Jude David. Dann sah ich ihn bei einer Tai-Chi-Vorführung völlig verwandelt, leicht und anmutig. Wir haben es dann wohl ganz gut gemacht, ich erinnere mich dunkel an gute Rückmeldungen unserer Teilnehmer.

- Ein griechisch-jüdisches Paar leitete eine Gruppe, in die ich geraten war. "Schwarz, a German name!", "No, a Jewish name", "But a German word!" Dass sie einen "griechischen Hintergrund" hatte, sah ich an einer Kreide-auf-einer-Tafel-Mitteilung in feherhaftem Griechisch. Als ich – vermutlich nicht lange – in ihrer Gruppe war, war für alle Gruppen eine durchwachte Nacht angesagt. Die gestaltete sich so unangenehm, dass ich abbrach. Da war Jim schon bei mir eingezogen. Schon erstaunlich, dass das stillschweigend geduldet wurde.

Ein paar Stichworte zum Kurs: Rogers erscheint. Anfangsmeeting, ich zwischen 2 starken Männern – alle stehen rum, über eine Person kommt der Geist und sie redet und alle hören zu – magisch! Eine fordert Aufmerksamkeit für ihr schweigendes Ich und bekommt sie. Einer setzt sich zu meinen Füßen – wegen der Ausstrahlung.



Ich brach natürlich wieder mal die Regeln und schleppte Jim ein. Das disqualifizierte mich natürlich für einen facilitator-Posten in irgendeinem späteren Jahr. Blacks's Beach, der einzige Nacktstrand in den prüden USA – sie kamen in kleinen Flugzeugen, um uns zu betrachten. Hatte mir mein Nachbar gefallen? Er rauchte – ich bat ihn, nackt wie wir beide und alle anderen um uns her waren, um eine Zigarette. Damit war natürlich der Kontakt hergestellt und wir gingen zusammen ins bewegte Meer, wurden auch prompt zurückgepfiffen, ein coup de foudre. Jim Hopper. Er gab sich damals für 35 aus, um mich nicht mit einem zu großen Abstand zu erschrecken, war aber erst 29. Er sei einer Ehe entkommen, in der er dafür habe sorgen müssen, dass 35 Hunde vegetarisch ernährt würden. Seitdem lebte er mit einem Köinigpudel namens Charly in seinem Auto ohne Nummernschild. Das sei praktisch, weil er dann keine Strafzettel bekommen könne. Er arbeitete beim Bootsbau. Er fuhr mich

dann zum Gebäudekomplex, in dem der Kurs stattfand, und lud mich zum Wochenende zu einer Segelpartie ein. Am Wochenende hatten wir vermutlich frei – oder habe ich etwa geschwänzt? Jim holte mich zur Segelpartie ab. Er war die Fahrt über beschäftigt, denn er gehörte zur Mannschaft.

Irgendwann zog er dann aus seinem Auto – war wurde eigentlich aus Charly in der Zeit? – in mein großes helles Zimmer mit ein. Ich war im Kurs beschäftigt und Jim kam nach Feierabend. - Eines Nachmittags kam er herein und sagte auf Deutsch: "Wo ist die nächste Polizeistation?", er hatte einen Sprachführer gekauft. Bei diesem Satz blieb es dann. Er hatte ein Studium begonnen, aber er sagte: "Du kannst nicht viel lernen, wenn du *just too many drugs* nimmst!" "Und so war auch das erklärt." - Eines Tages nahm er mich zu seinem Elternhaus mit. Es war vollkommen ohne Innenausbau, ein einziger großer Raum, das Dach von innen. Dann gab es da eine Teenagerschwester, die mit einem einzigen Rollschuh für zwei Füße auszukommen versuchte. Dieser Besuch vermittelte mir die Botschaft: Was kann man schon von einem erwarten, der so aufgewachsen ist? - Irgendwann saßen wir mit anderen Teilnehmern des Kurses in einem Raum, vermutlich auf dem Fußboden. Wir sprachen über Bücher und mir fiel ein Titel nicht ein, ich winkte dann Jim, er möge einhelfen, als wären wir schon lange ein Paar. Und tatsächlich nannte er Verfasser und Titel: *Die Kunst, ein Motorrad zu warten*, war damals ein Szenebuch.- Einmal fragte ich ihn: "Woher hast du deine lange schmale Nase?" "Von einer Irokesen-Großmutter". "Wenn du mich heiratest, kannst du für immer in den US bleiben."

Gewiss, wenn nicht Arbeit und Kind zu Hause auf mich warteten! Nun waren die 17 Tage vorüber. Mirjam – oder wie hieß sie doch? – war eine der fast so schönen Jüdinnen wie Elizabeth Tailor. Sie hatte immer sehr wenig an und ihren besonders geschickten *facilitator* belohnte sie damit, dass sie kotzte. Von den *facilitators* erzählte man sich, sie würden ihren Erfolg an der Anzahl derer, die in ihrem Kurs weinten, messen. Aber kotzen war noch viel mehr wert. Ich kann mir vorstellen, dass ich versuchte, sie ein bisschen zu unterstützen. Jedenfalls lud sie mich ein, nach Kursende ein paar Tage bei ihr zu wohnen.

Jim kehrte zunächst zu Charly ins Auto zurück. Mirjams Mann war Immobilienmakler, sie bewohnten ein großes reiches Haus. Einmal luden sie Jim ein. Er war von dem Reichtum sehr beeindruckt und bewegte sich erst wieder wie sonst, nachdem ich mit Gesten über seine Unterwürfigkeit lustig gemacht hatte.

Dann wollten wir uns eine gemeinsame Unterkunft suchen. Sie sollte in Meeresnähe liegen, denn ich wollte es nah zum Schwimmen haben. Schließlich fanden wir etwas, das uns geeignet erschien. Die Unterkunftskosten würden wir teilen. Während Jims Arbeitstag ging ich schwimmen und ich versuchte mich – wohl nicht nur einmal - in einer Lehrrollschuhbahn. Sie war so schmal, dass gerade 2 Leute aneinander vorbeikamen und man sich jeweils an wenigstens einer Seite halten konnte. In Erinnerung ist mir neben meiner Ungeschicklichkeit nur ein riesiger Schwarzer, der offenbar ebenso ein Anfänger war wie ich und der auf mich zugerollt kam und erst im letzten Augenblick vor dem Zusammenstoß irgendwie irgendwo einen Halt fand. Was haben wir nach Jims Feierabend gemacht? Einmal jedenfalls haben wir einen Cocktail mit Kokos getrunken, der ebenso wenig jemals nachzuahmen war wie das berühmte "Maulbeeromelett" (der König hatte es nach einem langen Jagd-und-Fastentag vorgesetzt bekommen – und fand nie wieder eins, das derartig schmackhaft war.)

Schließlich kam der Tag, an dem ich von San Diego nach LA oder war es SF? fliegen sollte, von wo aus mein Lufthansaflug nach Deutschland zurück ging. Zum Flugplatz gingen wir – ohne mein Gepäck, wo war das inzwischen geblieben? – durch eine Schwulen- und Lesbenfeier in einem kleinen Wäldchen.

Einzelne sprachen uns an und versuchten, wir sollten es doch beide mal mit Gleichgeschlechtlichen probieren. "Woher seid ihr?" Wir sahen uns an, um stumm eine gemeinsame Herkunft hervorzuzaubern. Das wurde aber bemerkt: "Sie sehen einander an, statt zu antworten!"



Abschied von der "großen Liebe meiner zweiten Lebenshälfte." War es ein großer Raum oder ein abgetrenntes Gebiet unter freiem Himmel? Jedenfalls kam das Flugzeug nicht! Kostbare Stunden, die ich noch mit Jim hätte verbringen können! Ein Latino sprach mich an, wohl um sich die Zeit zu vertreiben. Dann endlich war es so weit. "The lady from the Lufthansa first!" Mein Gesprächspartner sah mich erschrocken an und sagte: "Who are you!?" Er entfernte sich dann doch vorsichtshalber. Ich bekam einen Platz direkt am Ausgang, Gepäck war ausgecheckt worden und wurde mir an die Seite gestellt. In LA oder SF verhalf man mir als erster zum Aussteigen und ein wartendes Auto fuhr mich quer über das Rollfeld zu meiner Lufthansamaschine, wo sie mich mitsamt allem Gepäck ganz schnell verstauten.

### Loccum

"Die Evangelische Akademie Loccum wurde von der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers 1946 ins Leben gerufen." Ich fuhr öfter mit dem Auto von Wolfsburg nach Loccum. Die in den Stunden "kreatives Schreiben" in meinem liebsten Leistungskurs in allen Jahren erprobte "Haiku-Werkstatt" durfte ich einige Sommerakademien lang in Mittagspausen in Loccum anbieten. Ich durfte dafür ohne eigene Kosten an der gesamten Sommerakademie teilnehmen und bekam sogar noch Fahrkosten erstattet. Die Teilnehmer waren immer nur wenige und trotz der ungünstigen Zeit in der Mittagspause engagiert bei der Sache. In Erinnerung ist mir nur ein israelisch-deutsches Paar, der Mann sehr viel älter, mit denen ich über die "Werkstatt" hinaus Zeit verbrachte. Der Mann hatte einen Roman geschrieben und suchte eine Person, die so kompetent in Deutsch sei, dass sie Korrektur lesen könnte. Vor allem aber suchte er einen Verlag. Niemand veröffentlichte damals seine Bücher selbst! Es gab die teuren Pay-Verlage. Aber dann musste man selbst für die Distribution sorgen. Ein guter Text war es zweifellos nicht, falls ich ihn tatsächlich in die Hände bekommen haben sollte, sonst wüsste ich das noch. Da ich damals aber noch in der Schule war, werde ich die Aufgabe wohl abgelehnt haben. Alles dunkel. Der Mann wirkte sehr zart und vermittelte den Eindruck, ihm werde fortlaufend Unrecht angetan.

Vereinzelte Bilder: Ein rotblonder Israeli hielt einen Vortrag. Er war in einem arabischen Land aufgewachsen und erst als Erwachsener nach Israel gekommen. Seine ihm von der Regierung zugewiesene Arbeit war es, die arabischsprachigen Medien auf ihre Beiträge über Israel zu durchforsten. Er las also täglich Hetzmeldungen über sein Heimatland. Das hatte ihn bitter werden lassen. Vor ihm hatte eine Palästinenserin gesprochen. Ob die Akademie womöglich die Vorstellung hatte, diese Zusammenkunft würde einen kleinen Frieden stiften? Sie wurde zu einer offenen und aggressiven Konfrontation, als der Israeli zur Behauptung, im Gazastreifen herrsche Hunger zugegebenermaßen sarkastisch sagte: Das sehe man der – tatsächlich recht üppigen – Palästinenserin aber gar nicht an. Sturm! Shitstorm über den Unglücklichen. Er hätte direkt abreisen können, hielt aber aus. Ich brachte ein paar Haikus am für Mitteilungen der Teilnehmer vorgesehenen schwarzen Brett an, die zu einer nüchternen Betrachtung der Tragödie anregen sollten. Sie hingen nicht lange. Die Stimmung war so aufgeheizt, dass schon Pogrom in der Luft lag.

Und noch einmal geht es um eine Person aus Israel: Ruth Lapide. Sie war wohl zu einem Vortrag eingeladen. Ich hatte vermutlich das eine und/oder andere Buch ihres 1997 verstorbenen Mannes gelesen, erst nach seinem Tod ging sie auf Vortragsreisen. Mir ist von ihr leider nur ein Mittagessen im Gedächtnis, während dessen sie an unserem Vierertisch, an dem ich wohl die Einzige war, die nichts verstand, die ganze Zeit über hebräisch sprach. Eine andere Jüdin zeichnete sich dadurch aus, dass sie bei allen Speisen fragte, ob da womöglich Gelatine drin sei.

Ein anderes Erlebnis bei Tisch: Mein Gegenüber fragt mich, ob ich Irving kenne. Ja, sicher, John Irving schreibt interessante Romane. Neinnein, nicht John, sondern David. Seine jüdischer Vorname hinderte ihn nicht daran, die NS-Zeit zu feiern und den Holocaust zu leugnen. Er wollte mir das ausführlich erklären, aber ich sagte, ich wolle das nicht hören. Er scheint weitere Versuche unternommen zu haben, Kursteilnehmer über seine Ideen zu informieren oder gar von ihnen zu überzeugen. Als das der Leitung bekannt wurde, verboten sie ihm jedenfalls für die Zukunft das Haus, ob er abreisen musste, weiß ich nicht mehr.

Im Gedächtnis, das Stimmungen und keine Einzelheiten aufbewahrt, ist die Loccum-Bilanz positiv. Neben den angenehmen Haiku-Werkstatterfahrungen habe ich nur noch eine Begegnung im Sinn, die dann die allerbesten Folgen hatte.

Während der Sommerakademie 1998. Ich hatte meine Pensionierung am 8.10. vor Augen. Regine und ich hatten einen Winteraufenthalt in einem wärmeren Land als unseren beiden Ländern geplant. Israel! Nein, sagt Regine, Israel nicht, sondern Indien. Gut, also Indien, dort aber bitte der "europäischste" Staat: **Goa**.

Also Loccum: Wes das Herz voll ist, ... Jedenfalls erzähle ich am Mittagstisch davon. Die Frau, die mir gegenüber sitzt, "kennt da so einen". (Fortsetzung am Beginn von **Goa.**)

### Moskau 1992 und 93

Wanja hatte mir einen Moskaubesuch vermittelt. Er sei zwar nicht in der Stadt, doch Wasiliji würde für mich sorgen. Wir setzten zur Landung an und dann ging es wieder nach oben. Ein zweiter Versuch gelang. Am Flugplatz war das Gepäck verschiedener Flüge in einem Raum versammelt, zu dem wir freien Zutritt hatten. Den richtigen Koffer zu finden war eher Glückssache. Wasilij holte mich vom Flugplatz ab. Er brachte mich bei einer Dame unter, die sich meinen ganzen Aufenthalt über für mich bereit hielt. Ich sorgte – jedenfalls finanziell – für unsere gemeinsame Ernährung. Ihr Sohn lebte als irgendein Akademiker in irgendeinem "westlichen" Land und versuchte, seine Mutter zu sich zu holen, sie wollte ihre - sehr gemütlich eingerichtete und angenehm gelegene - Eigentumswohnung nicht im Stich lassen, denn bei ihrer Auswanderung würde die konfisziert. Sie zeigte mir die Stadt, darunter einen eindrucksvollen Friedhof und einen auf einem riesigen hügligen Gelände stattfindenden Handwerkermarkt, auf dem ich eine Holzschnitzerei – nach einer Ikone von Georg im Kampf mit dem Drachen - und einige bemalte Dosen kaufte. Einkaufen in Moskau: Im berühmten Kaufhaus GUM kaufte ich eine ganze Reisetasche voller Leinenzeug. (Diese Tasche stieg vor mir aus dem Bummelzug von Hannover nach Wolfsburg aus. Eine hilfsbereite Person wollte beim Aussteigen helfen, und als sich herausstellte, dass keine ausgestiegene Person sich dazu bekannte, ließen sie die Tasche auf dem Bahnsteig stehen. Zum Glück war ein Namensschild an der Tasche und ich wurde vom Bahnhof Gifhorn angerufen, sie würden die Tasche zum Wolfsburger Bahnhof schicken und dort aufbewahren, bis ich sie abholen käme.) Vor dem Lenin-Mausoleum war mir dann doch die Warteschlange zu lang. Die wenigen Autos auf der Straße schienen Jagd auf Fußgänger zu machen. In einem Fischgeschäft lag bergeweise Lachs, ich kaufte ordentlich für uns beide davon ein. Wassilij nahm mich auf eine Reise nach Petersburg mit. Er hatte dort zu tun. Wir fuhren im Schlafwagen und dort waren wir wohl auch recht gut untergebracht. Ich erinnere mich nur an den großen Platz vor der Eremitage und das Museum selbst – keine Einzelheiten. Jedenfalls war es ein sehr schöner Ausflug.

Ein Jahr später lud mich Wanja wieder ein, er sei dann auch dort. Kurz vor meiner Abreise teilte er mir mit, ein anderer werde mich vom Flugplatz abholen, einen Grund dafür nannte er nicht. Den sollte ich dann erst in Moskau erfahren: Wanja war im Dunkeln in einer Seitenstraße, auf der er zu einer Freundin gehen wollte (die aber nicht seine Freundin oder womöglich Frau werden wollte). Sie

hatte Morddrohungen bekommen. Er trug eine Mappe bei sich, die er festhielt, bis ihn die Angreifer - womöglich für tot - liegen ließen. Er sagte später, es seien drei gewesen, die ihn überfallen hätten - je mehr Angreifer, umso weniger peinlich die Niederlage. Er lag also im Doppelbett seiner Gastgeber und alles, was ich von ihm sehen konnte, war dunkelblau-violett. Er konnte nicht einmal lesen und sie sagten, er halte die Freunde per Telefon auf Trab. Für mich hatte Wanja in gesunder Zeit eine Unterkunft am anderen Ende der Stadt ausgemacht. Es war ein streng gesicherter Wohnblock für eher Prominente. Ins Haus selbst kam man mit einem alle paar Tage wechselnden Codewort, an den Wohnungen waren keine Namenschilder. Die Wohnung war sehr groß. Das Professorenehepaar empfing mich, sie war wohl Stadtplanerin und er Philosophieprofessor. Er las Hegel im Original – sprach aber nicht deutsch. Bei ihnen wohnte ihre Teenagertochter, die ältere war im Westerwald verheiratet, also nach Vermittlung von Wanja und Tamara. Er hatte wohl etwas gut bei ihnen. Sie fuhren sehr bald darauf weg und ich sah die Tochter nur selten und hörte sie nur mit Freunden (die Abwesenheit der Eltern) feiern. Zu Wanja musste ich also mit der Metro durch die ganze Stadt – war stundenlang hin und her unterwegs. Am liebsten hätte er gehabt, dass ich jeden Tag kommen, aber das wollte ich mir dann doch nicht antun und handelte ihn auf immerhin jeden zweiten Tag runter. Er war zwar schwach, doch nicht zu schwach für einen kleinen Wutanfall als Antwort auf meine Frage, ob er meine, Sascha sei ebenso intelligent wie Till.

Eine andere Freundin Wanjas, die ihrerseits gerne seine Freundin oder gar Frau geworden wäre, bekam den Auftrag, mit mir einen Ausflug zu einem Kloster zu machen. Wir trugen beide lange Hosen und am Eingang versorgte ein Mönch alle Frauen in Hosen mit einem unten offenen Sack, den wir überziehen mussten. Die Freundin weigerte sich und es entstand ein lautstarker Streit, der damit geendet hätte, dass wir hätten draußen bleiben müssen, wenn sie nicht unter ebenso lautstarkem Protest schließlich nachgegeben hätte. Was haben wir dann wohl in diesem Kloster gesehen?

Das Ende des Aufenthaltes war mir dann recht willkommen, zumal ich zu Regine nach Amsterdam fahren wollte.

### **Paris**

Einige Male Paris, hier nur in kurzen Bemerkungen. Das erste Mal 1955 eine Busreise mit den Eltern. Zwar hatte ich im Französischunterricht gelernt, dass Parmentier die Kartoffel in Frankreich eingeführt habe, die *soupe Parmentier* war dann aber ein sehr dünnes Süppchen. Der Vater fand, dass die ganze Woche über für drei Personen Mittagessen zu teuer war und die Mutter und (unter ihrem Einfluss) ich nahmen ihm das übel. Das dokumentierte er dann mit einem Foto. Ich stöckelte auf hochhackigen Sandalen und selbst genähten Kleidern durch die Stadt und fing im Vorübergehen am Café de la Paix die Bemerkung auf, die offenbar mir galt: "La jeunesse!" Wir waren sicherlich im Louvre und wohl auch auf dem Eifelturm.

Das zweite Mal war dann nach dem *Aupair*-Aufenthalt 1957 **(Pontaillac).** Die Eltern wohnten in einem kleinen Hotel in der Nähe, das einen Baumnamen hatte. Der Eingang war an einer Ecke. Ich weiß nicht, ob ich Zeugin war oder ob sie es mir nur erzählt haben: Der Vater stolperte am Eingang, fiel auf die Knie und sagte in Richtung Rezeptionsdesk: *Bon soir*! Der Abschied von Paris – von René – fiel mir sehr schwer.

Und dann erinnere ich mich an einen Besuch, zu dem mich Till aufgefordert hatte. Er besuchte einen Schauspielkurs bei Jack Garfein (Jakob Garfein, 2.7.1930 bis 30.12.2019, Holocaustüberlebender, "key figure of the <u>Actors' Studio</u>"), den er kurz vor dessen Tod in Berlin noch einmal sah. "30 Jahre später" nahm Emilia in Paris an einem seiner Kurse teil.

Als wir ziemlich schnell durch die Stadt gingen, sagte Till: "Du hinkst ja!" Bis zu meiner Hüftoperation sollte es dann noch ein paar Jahre dauern. Wir gingen in eine Kirche und saßen im Halbdunkel auf Stühlen nebeneinander. Till erzählte mir davon, wie er seine berufliche Zukunft sah. Er hatte mir in Wolfsburg bei einem Besuch einen Brief hingelegt – das bedeutete: Ich will, dass du das weißt, aber ich will nicht drüber reden. Darin ging es darum, dass Till Jack gefragt hatte, ob er sein Assistent werden könne und Jack abgelehnt hatte. Dadurch war Till wohl in eine Krise geraten.



Jack Garfein und Till in Berlin, kurz vor Jacks Tod

# **Pontaillac**

In den ersten Semesterferien beschaffte mir die Mutter oder suchte ich mir für vier Wochen eine *Aupair*-Stelle in einer Pariser Familie. Ich sollte die beiden kleinen Jungen beaufsichtigen. Außer ihnen waren die etwa zehn Jahre älteren Geschwister Michel und Nicole dabei. Wir waren im Auto von Paris an die Girondemündung nach Pontaillac in ein Ferienhaus gefahren. Vermutlich fuhr uns der "Freund der Familie" René. Monique, die vier Kinder, ihre Mutter, ich und der Freund machten die Ferienfamilie aus, Pierre de Beaupré war in Paris geblieben, er arbeitete im Larousse-Verlag bei seinem Bruder. Monique war durch eine Pigmentstörung vor allem im Gesicht etwas entstellt. Sie himmelte den 35jährigen René an. Er und ich verstanden uns sehr gut und wir verbrachten einige Zeit miteinander. Er lebte in Scheidung von seiner deutschen Frau Gisela, die angeblich keine Kinder

bekommen konnte. Sie heiratete dann einen Niederländer und bekam angeblich noch fünf Kinder. René sprach gut deutsch, aber es strenge ihn an und dann sprachen wir französisch. Morgens hatte ich kinderfrei und wollte in einer Mansarde unterm Dach Griechisch für die Aufnahmeprüfung in den 2. Kurs lernen. Das wurde dann aber nicht viel, weil ich lieber noch etwas schlief. Als wir nach Paris zurückkamen durfte ich, nachdem meine Eltern schriftlich die Erlaubnis erteilt hatte – ich wurde erst im folgenden Herbst 21, also volljährig -, in die *chambre de bonne* Rue de Pompe im 16. Arrondissement ziehen. René lud mich alle zwei Tage zum Essen ein. Meine Eltern wollten mich abholen, doch der Termin verzögerte sich immer weiter, sodass ich mein weniges Geld durch immer mehr Tage teilen musste. Ich hatte mir in Pontaillac eine Reserve von 3 kg angefressen, die wurde ich nun nach und nach wieder los, sodass René sagte, nun sei ich aber wieder dünn genug. Ich sagte ihm nicht, dass ich kein Geld hatte und mich von Weißbrot, Käse und Tomaten ernährte. (Vgl. Leben10Anfänge S.20f.)

### Rütte

... habe ich damals gescherzt: "Rütte kommt von 'zerrüttet'."

Der kleine Karlfried Graf Dürckheim geht nach Zenregel nur im rechten Winkel in seinem kleinen Quadrat, das, vermute ich, von weißen Tüchern begrenzt ist, im Freien. Der Boden ist wohl mit etwas Weichem, vielleicht einem Teppich, bedeckt. Alles weiß.

Michael sieht das Buch *Hara. Die Erdmitte des Menschen* bei mir stehen. "Das habe ich auch." Ich für mich: "Das *hattest* du!" Die schmalen Wege mit flachen Gräben rechts und links sind sogar für meinen Scirocco zu schmal. Ich hänge mit einem Rad im Graben.

Im nächstgelegenen Haus ist ein kräftiger Mann: Ob er mir das Auto aus dem Graben hebt? Er schimpft, dazu sei er nicht da, erst mal Auto fahren lernen.

Außerdem hat er gleich eine Verabredung. Ich auch. Mit Stefan, wir haben uns also schon gefunden. Einmal sage ich: Ich sehe mich als Radfahrerin, die sich an einem Lastwagen festhält und bergab fährt. Das ist gefährlich, sagt er, und außerdem ist es beim Bergabfahren völlig unnötig. Du kannst ruhig loslassen, du kannst sehr gut alleine fahren. Er bestätigt mich immer wieder, findet mich richtig gut. Als mich das misstrauisch macht, sagt er, er sei für seinen rauen Umgangston und seine harte und deutliche Art bekannt. Ob ich ihm zum Abschied eine selbst getöpferte Schale schenken darf? Nein! Dann sieht er sie und sagt: Doch!

Dann habe ich noch *Körpertherapie* bei einer kleinen alten Jüdin gebucht. Die Stunden habe ich nie bezahlt, denn sie hat den Scheck nicht eingelöst. Ich liege auf dem Boden und sie berührt mich. Sie bearbeitet meine Taille und bewirkt, dass die verschwindet: eingezwängt, unnatürlich sei sie gewesen.

Ich war so klug, nur dreierlei zu belegen. Das dritte ist Volkstanz. Sehr bald sitze ich beschämt am Rand, denn ich kann mir nicht 8 verschiedene Schritte merken, die ich nacheinander machen soll. Alle anderen können das. Hoffnungslos, ich gehe also nicht mehr hin.

Und die Zenstunden beim Meister. Wir machen alles genau so, wie er sagt – Mediation im Gehen, immer im rechten Winkel abbiegen und wahrscheinlich auf eine bestimmte Art atmen. Ich sehe ihn vor mir, aber ich kann mich nicht an Einzelheiten erinnern.

Es ist das Jahr 1980. Nach dem 2. Workshop in La Jolla. Mal etwas fast ganz ohne reden. An die Unterkunft kann ich mich überhaupt nicht erinnern. Da stehen lauter in die Landschaft gehörende Häuschen. Auch nicht daran, wie und womit wir verköstigt wurden. Ohne Tagebuch ist das

hoffnungslos (verloren). Vielleicht habe ich damals irgendetwas aufgeschrieben, kann mich aber nicht erinnern, ob ich es jemals wieder gefunden und vielleicht sogar gelesen habe. Auch verloren. Wozu erlebe ich eigentlich so viel, wenn ich alles wieder vergesse? Es wäre doch schön für Zeiten, in denen mein Geist sonst von unangenehmen Erinnerungen überfallen wird. Lieber keine Namen nennen!



Eingang zum Sekretariat. Existential-psychologische Bildungs- und Begegnungsstätte Todtmoos-Rütte Ein spätes Video: Der Graf demonstriert Ki aus dem Hara. https://www.youtube.com/watch?v=-M62BWNR2tI



### San Francisco 1976

Die Reise fängt in Götzenhain bei Frankfurt an. Gisela und Norbert hatten eine große Dachwohnung mit ebenso großem Dachgarten gekauft. Sie waren verreist und hatten Michael, Till und mich in Abwesenheit eingeladen, nachdem sie kurz zuvor eingezogen waren. Der Esstisch stand so, dass wir einen Blick auf das Bücherregal hatten, das die ganze Querwand einnahm. Eines von uns dreien hatte angefangen: Das gehört doch zu dem da! Abwechselnd sprangen wir auf, um zusammenzufügen, was zusammengehörte, bis wir endlich beschlossen, die Sache systematisch anzugehen: Fiction alphabetisch, Sachbücher nach Sachgruppen und dort innerhalb auch alphabetisch. Wir waren zu dritt einige Zeit beschäftigt. Unsere Gastgeber wussten, dass ich nach San Franzisco fliegen und sechs Wochen in Kalifornien verbringen würde, und zwar im November des Halbjahres, das ich mir von der Schule freigenommen hatte. Als sie zurückkamen, war Norbert sehr von unserer bibliothekarischen Arbeit beeindruckt, immer wieder sagte er, wie gut er das finde. Den Lohn dafür bekam dann nur ich: 3 Tage Luxushotel in San Franzisco und Kontakt zur Mutterfirma von Norberts Werbeagentur.

Ich hatte mir einen Reiseführer für SF gekauft und dort war die Adresse der deutschen Autors in SF angegeben. Irgendwie nahm ich Kontakt zu ihm auf und er lud mich zu einem Besuch am Abend ein. Er lebte dort mit seiner ebenso deutschen Freundin. Nach dem Abendessen gab es nicht nur Rotwein, sondern Gras zum Rauchen. War mir damals, 1976, neu. Seitdem weiß ich jedenfalls, dass Rotwein und Gras, gemeinsam genossen, unvergleichliches Kopfweh bescheren.

Im Zimmer des Luxushotels erwartete mich ein riesiger Blumenstrauß mit einer Karte der Werbeagentur, später wurde ich von der ältlichen Personalchefin zu irgendeiner Tageszeit zum Essen eingeladen. SF gefiele mir, also zog ich nach den 3 Tagen in ein bescheideneres Hotel, dort gab es denselben Komfort nur in Kleiner und Bescheidener.

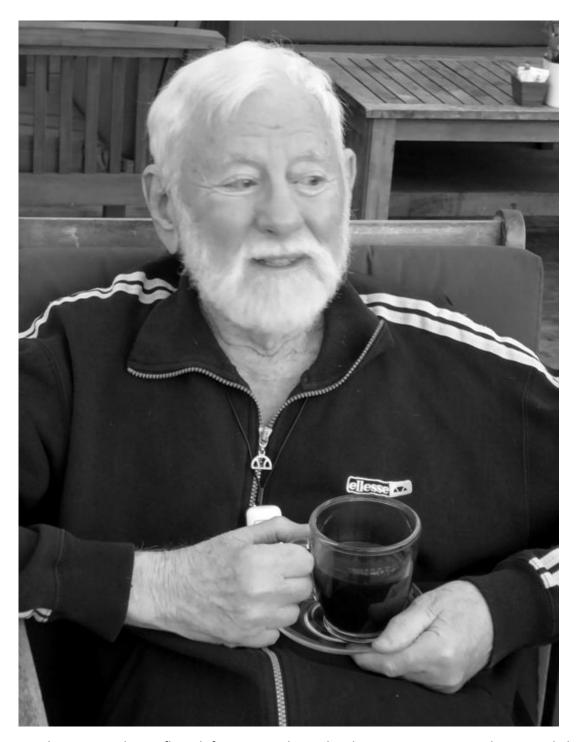
Nun sollte ich wohl das Abenteuer mit Scientology erzählen. Ich ging und fuhr im Cablecar die Hügel rauf und runter und oben sprach mich auf der Straße ein junger Mann an. Wenn Engel die Gestalt

von jungen Männern haben, dann war er offensichtlich einer: blonde Locken und ein Engelsgesicht . Ich solle doch mitkommen, oben im Haus gebe es eine interessante Vereinigung. Ich ging tatsächlich mit und erwartete schon im Fahrstuhl, dass ich niedergeschlagen und ausgeraubt würde. Aber nein. Das ganze obere Stockwerk war eine Niederlassung der Scientology. Dort könne man für ein paar Dollar ein Dreitagelehrprogramm mitmachen. Mach ich doch glatt! Es waren einige Übungen zu zweit mit einem "Coach", der auch nicht viel fortgeschrittener als ich war. Den Sinn der einen oder anderen Übung musste ich ihm erst erklären. "Do birds fly?" Man antwortete, indem man aus Alice im Wunderland vorlas. Nicht irritieren oder ablenken lassen! Gute Übung für die Schule. Dann waren einige schriftliche Übungen zu absolvieren. Als ich fertig war, meldete ich mich bei einem der Aufsichtsleute. Das könne nicht sein. Er prüfte mich und fand, dass ich alles absolviert hatte. Schnell und richtig und das als Ausländerin! Das brachte mir dann die Einladung zu einem Kurs ein, an dessen Ende ich Scientologylehrerin sein würde. Ich lehnte dankend ab. Wir hatten einige zusammengeheftete rosa Zettel mit den Übungen bekommen. Beim Abschlussgespräch fragte ich, ob ich den Zettel mitnehmen dürfe. Nein, das sei nicht erlaubt. Bevor ich den Raum verließe, solle ich den Zettel zu ungezählten anderen auf den Haufen legen. Dann verließ der Befrager ostentativ vor mir den Raum. Aha, ich durfte den Zettel also doch mitnehmen! Zusammenfassend könnte man die Übungen als Kommunikationstraining mit einerseits manipulativen und andererseits gegen Manipulation immunisierenden Elementen bezeichnen. Durchaus ein Gewinn.

In einem Park ein bisschen außerhalb von Downtown traf ich einen sehr langen und zart aussehenden jungen Mann. Er war von zu Hause durchgebrannt. Nachdem ich ihm zugehört hatte, riet ich dann doch wohl ganz vorsichtig, er möge vielleicht lieber nach Hause zurückkehren und versuchen, seine Probleme dort in den Griff zu kriegen. Es hatte vielleicht auch mit Drogen zu tun, das habe ich vergessen. Seine Gestalt vermischt sich mit einer anderen aus späteren Jahren, die wie er lang, schmal und blond war und eine trotzige Hoffnungslosigkeit ausstrahlte.

Jeweils eine Woche *Center for Studies of the Person* (https://www.centerfortheperson.org/la-jolla-program/) in Zusammenarbeit mit dem damals nur noch sporadisch auftretenden Carl Rogers (<u>8. Januar 1902</u> - <u>4. Februar 1987</u>) in **La Jolla** und im *Esalen Institute* (https://www.esalen.org/). Ich erinnere mich nicht, wann und von wo aus ich beides gebucht habe.

# **Tel Aviv**



Im November 2016 und 2017 flog ich für eine Woche nach Tel-Aviv, um Uri Avnery, dessen Artikel ich seit Februar 2012 übersetzte, kennenzulernen. Er empfing mich beide Male in seinem Haus http://ingridvonheiseler.formatlabor.net/?p=2815. Wir sprachen deutsch – er wäre hier nicht aufgefallen! Dann gingen wir gemeinsam an den Strand. Dort trank Uri in einem Strandrestaurant täglich seinen Kaffee.

Uri starb im August 2018 und ich flog mit seinen *Letzten Artikeln* http://ingridvonheiseler.formatlabor.net/?p=2173 im November des Jahres noch einmal nach Tel Aviv.

"Du kommst wohl nicht noch einmal her?", fragt Beate.

"Nein." – "Tel Aviv ohne Uri hat seinen Zauber für mich verloren", das sage ich aber nicht.



Auch Beate Zilversmith ist inzwischen gestorben. Sie erlag ihrem jahrelangen Krebsleiden.

Beate hat mir ihre Geschichte erzählt. Eine niederländische Famile nahm sie auf, als sie noch ein Säugling war und ihre Eltern in ein Konzentrationslager abtransportiert wurden. Ihre Eltern gehörten zu den wenigen, die "zurückkamen", und sie holten die Dreijährige ab. Das hatte sie noch als Schock in Erinnerung. Sie heiratete dann einen Orthodoxen, dessen Angehörige alle ermordet worden waren, um ihm eine neue Familie zu geben. Sie bekamen drei Kinder. Als der Jüngste die Schule verließ, ging Beate allein nach Israel. Dort lernte sie den 12 Jahre jüngeren, in Tel Aviv geborenen Adam Keller kennen, der, seit er 14 war, mit und für Uri Avnery arbeitete. Da Beate noch Niederländerin war, konnten sie standesamtlich in den Niederlanden heiraten, was ja in Israel (immer noch) nicht möglich ist. Gemeinsam mit Uri betrieben sie den "Friedensblock": Gush Shalom, dessen eigentliche Seele Beate war.

In dieser Novemberwoche 2018 gab es – neben der Begegnung mit Beate - nur diesen einzigen zauberhaften Tag: Ich gehe vom Hotel den weiteren und schöneren Weg durch die Alleen zum Museum, um Chagalls "einsamen" Rabbi wiederzusehen, den Mann mit der Thorarolle, die er offenbar – ebenso wie sich selbst - vor oder aus dem Feuer im Hintergrund, dessen Rauch man mehr ahnt als sieht, gerettet hat.



Mein Lieblings-Chagall! Auch bei den beiden anderen Tel-Aviv-Besuchen saß ich lange vor dem Bild.



Mauerbild in Tel Aviv

Die lange Allee mit den Banyanbäumen. Ich erträume mir eine Wohnung oben unterm Dach eines dieser schönen Häuser.



Allee Nähe Kunstmuseum: 27 Shaul HaMelech Blvd., Tel Aviv

Ich bin wohl zu spät losgegangen, jedenfalls ist es dunkel, als ich aus dem Museum komme. Zu Fuß den weiten Weg zum Hotel? Ich sehe mich nach einer Taxistation um. Weder die noch irgendein Mensch. Da kommen zwei Männer, der eine viel größer als der andere. Ich spreche sie an: Gibt es in dieser Stadt Taxistationen oder hält man die Taxen auf der Straße an? Der größere - ich stelle mir vor, dass er Armeeoffizier ist, er wirkt so straff und entschlossen - antwortet ebenfalls englisch, er sei zwar nicht aus dieser Stadt, aber aus Israel und, soweit er weiß, hält man die Taxen auf der Straße an. Ach so. Er sieht mich an und hält mich – ganz zu Recht! – für unterstützungsbedürftig. Sein Freund ist zu Besuch aus Südamerika. Nicken. Sie stellen sich an die Straße. Ich stehe vor ihnen und der Große sagt, ich soll mich hinter sie stellen. Dann kommt ein Taxi, er tritt auf die Straße und winkt. Die Tür öffnet sich, offensichtlich ein arabischer Fahrer. Vorher hat der Große mich gefragt, wohin ich denn will. Er scheint ganz erleichtert, dass ich die Straßenkreuzung nennen kann, an der ich aussteigen will. Sie ist nahe meinem Hotel, das in einer der ruhigen Seitenstraße in Meernähe mitten in Tel Aviv liegt. Er macht mit dem Fahrer auf Hebräisch den Preis aus und schärft ihn mir dann ein: 20 Schekel! Auch darum hat er sich also gekümmert: dass ich nicht übers Ohr gehauen werde. Ich denke mir, das ist zu knapp für den Fahrer, und lege 5 Schekel drauf. Der Fahrer soll irgendwo an der Kreuzung halten, wo es passt. Er hält so, dass ich gerade einen Baum vor mir habe und noch dazu etwas taumelnd aussteige. Gleich kommt jemand angesprungen, um mich notfalls zu halten. Ich nenne das "die israelische Einmischung" und bin jedes Mal, wenn sie mir widerfährt, dankbar. Von dem großen Mann habe ich mich so beschützt gefühlt! Bei einer solchen Gelegenheit könnte ich meinen Freiheitsdrang vergessen, der übermäßigen Schutz auszuschließen scheint oder wirklich ausschließt. Zu spätes Bedauern: Ich habe keinen Kontakt "für später" aufgebaut – ein "Kontakt", der

ohnehin zu nichts geführt hätte. Eines der vielen Versäumnisse, denen romantische Naturen zuschreiben, sie hätten das große Glück verhindert.

# Thailand - Pattaya

Von mehreren Aufenthalten in Thailand will ich nur von dem letzten – 2010 - erzählen. Bei anderer Gelegenheit schleppte ich in Bangkok von unserem Hotel in der Stadtmitte aus Regine durch die Tempel und sie mich über den riesig langen Markt.

In Pattaya suchten und fanden ein sehr schönes Hotel, das eigentlich die Fortsetzung einer Straße, aber durch dieses Tor abgetrennt war:



Eingang zur Hotelstadt



### Innenansicht

Auf der Straße davor fanden alte europäische Männer junge Thailänderinnen. Über eine befahrene Straße kam man dann gleich an den Strand. Stadtstrand, aber das Meer, das ich jeden Morgen vor dem Frühstück aufsuchte, war verhältnismäßig sauber.

An diesem Strandstück lag eine Schlafmatte mit sorgfältig nebeneinander aufgestellten Badestrandschuhen. Einmal sah ich, dass der Besitzer in einem Buch mit deutschem Titel las. Ich brachte ihm dann ein Buch, das ich gerade ausgelesen hatte und er nahm es gerne an.

Später trafen wir uns immer zu den Sonnenuntergängen am Strand. Hans war Schweizer und Chemielaborant im Land gewesen. Er war dann mit einer größeren Erbschaft nach Thailand gekommen, hatte dort geheiratet und mit Frau und Sohn in einer mit zwei Küchen versehenen Wohnung gewohnt. Das Geld zerrann ihm in den Händen. Er gab den Rest davon seiner Frau und zog an den Strand. Auf der anderen Seite der Straße gab es öffentliche warme Duschen. Den Rest seiner Habe hatte er bei einem Freund untergebracht. Er sprach manchmal davon, dass er auf Nimmerwiedersehen raus ins Meer schwimmen wolle. Seinen Sohn durfte er deshalb nur noch kurz und in Anwesenheit seiner Mutter sehen, denn sie hatte Angst, er würde ihn mit ins Meer nehmen. Sein Sohn sei ein überaus schönes Kind, das sagten alle, nicht nur er als Vater. Am Ende unseres Aufenthaltes sprach er nicht mehr vom Meer, sondern davon, dass er ja zur Schweizer Botschaft gehen könne. Sie schafften alle Schweizer kostenlos für die Reisenden ins Land zurück.



## Tübingen

Ute hatte ihre Meinung über das Studieren der "höheren Töchter" geändert. Es war gut, zu zweit anzufangen, nun nicht in Marburg, sondern in Tübingen. Zur gegenseitigen Ermutigung. Wir teilten uns ein großes Zimmer mit kleinem Wintergarten, in dem ich morgens, bevor Ute aufstand, Griechisch lernte.

Für das Theologiestudium brauchte ich zwar nicht wie die "Volltheologen" auch Hebräisch, sondern "nur" Griechisch. Gleich im ersten Semester fand ich mich in Hartmut von Hentigs erstem Griechischkurs an der Uni ein. Damals war er 31 Jahre alt und Lehrer für Latein und Griechisch am Tübinger Humanistischen Gymnasium. Inzwischen ist er allgemein bekannt und wegen seiner Nähe zum Odenwaldverbrecher berüchtigt. Im September 2021 ist er also 96 Jahre alt geworden. Die 200 unregelmäßigen Verben mit je 6 Formen, die zu lernen waren, schreckten mich so, dass ich den törichten Beschluss fasste, sie erst mal beiseite zu lassen. So ging natürlich gar nichts. Einmal war ich so erschüttert über meine Unfähigkeit, dass ich einen Nebenaufgang runterging und, als ich Schritte hörte, weiterweinend vor einem Fenster stehenblieb. Es war Hentig. Er sprach mich an und sagte, es tue ihm sehr leid, dass er mich mit seinem Unterricht zum Weinen gebracht habe. Dann kamen die Sommerferien, in denen ich bei meiner Gastfamilie (**Pontaillac**) an den Vormittagen eigentlich hatte lernen wollen, aber das war ja nicht viel geworden. Mit mehr Frechheit als Zuversicht ging ich zur Prüfung für den zweiten Kurs, an dessen Ende wir das Graecum ablegen könnten. Ich tat wieder mal

mein Bestes – und wurde "auf Probe" zugelassen. Ich hängte mir den Zettel an die Wand, um die Dringlichkeit des Lernens ständig vor Augen zu haben. Die letzten 6 Wochen lernte ich dann sechs Stunden am Tag. Zwei Stunden lernte ich Vokabeln: 80 "neue" am Tag und ich wiederholte das Vokalbelpensum einer Woche. Die Freunde dachten, ich würde durchfallen, doch dann fiel der durch, der am besten dagestanden hatte, Klaus bekam eine Vier und ich bestand mit Glück und einer Drei. Ein bisschen half mir einer, den wir zu einem Streber erklärt hatten, der dann aber im amphitheatralisch gebauten Hörsaal vor bzw. unter mir saß und etwas beiseite rückte. Platon, aus dem Symposion. "Er betete zur Sonne empor", las ich und schrieb zur Sicherheit noch mal alles ab, um mit der Korrektur keinen Verdacht zu erregen. Im Mündlichen fragte mich Hentig nach genau der Grammatikerscheinung, die ich auswendig aufsagen konnte. Der Nebenerfolg der Paukerei war, dass ich mir, als wir nach Griechenland kamen, gleich (fast) jedes Wort merken konnte, das ich hörte und einordnen konnte. (Ein solches Gedächtnis hätte ich auch später und gerne dauerhaft – heute! - gehabt!)

Für das 2. und 3. Semester fand ich dann eine *chambre de bonne* bei mit Familien stationierten französischen Besatzungssoldaten. Viel zu teuer bezahlte ich mit 1 Unterrichtsstunde täglich für die wechselnden 6 Kinder der Familie. Sibylle bezahlte mit Geld für ihr Zimmer im anderen Flügel. Wir trafen uns oft morgens im Badezimmer. Unsere Beziehungskreise waren verschieden, doch wir waren öfter in ihrem Zimmer zusammen und mochten uns. Sie fand mich und meine Freunde spießig, mich, weil ich mich äußerlich so brav gab. Einmal erzählte sie von einer "kleinen jüdischen Tante in London". Natürlich habe ich nachgefragt und erfuhr, ihre Mutter, also auch sie, seien Jüdinnen. Kurze Zeit gehörte zu meinem Kreis ein jüdischer Junge. Klaus fand, dass unsere Art zu tanzen anstößig sei. Klaus wurde später noch spießiger und sein Schwagerehepaar und ich brachen dann nach Lottes Tod den Kontakt zu ihm ab.

Einmal zwang ich meine beiden Freunde Jasper und Wolfgang, gemeinsam mein Zimmer zu verlassen. Sie waren einander irgendwie in die Quere gekommen. Meine Freunde nannten Wolfgang schon einige Zeit "den Mittelalterlichen", da er mich zwar eher aus der Ferne, doch stetig zu verehren schien, bis ich mich schließlich ansprechen ließ. Er war schon 2 Semester weiter als ich. Wolfgang half mir dann irgendwie in das und dann auch im Hauptseminar über Walther von der Vogelweide. Dort bekam ich für meine Arbeit über "Muget ir schouwen" einen "Schein", der mir dann die Prüfung für den Besuch von Hauptseminaren in der "alten Abteilung" ersparte. Wir waren mal zu einem Fest irgendwo in der Landschaft und wurden auf dem langen Heimweg durch hügligen Wald vollkommen nass. Ich hatte ein selbstgenähtes rotes Seidenkleid an. Wir gingen dann tropfnass durch Tübingen, wo es nicht geregnet hatte, und vermutlich wurden wir von den wenigen Frühaufstehern erstaunt betrachtet. Wie wir wieder trocken wurden, kann ich mich nicht erinnern. Das war ein magisch-mystischer Weg. -

Einer der Professoren der "alten Abteilung" organisierte Spaziergänge zum "Schwärzloch" für Erstsemester, damit sie sich kennenlernten. Dor tranken wir "Moscht". Sonst weiß ich davon nichts mehr, irgendwie spielten große Käsebrote eine Rolle.

Mein Abschied von Tübingen war schmerzlich. Ich kam mit meinem Reisefreund Thomas per Anhalter aus München vom Zug, der uns wohl 2 Tage von Athen dorthin gebracht hatte. In Tübingen fand ich einen Brief von Hartmut von Hentig vor, in dem er mich zu sich einlud! Und das musste ich versäumen! Vor der Reise hatte ich schon versäumt, ihm zu erzählen, dass ich nach Griechenland reisen würde, und war in meinem roten Cordsamtrock auf meinem grünen Fahrrad nur grüßend an ihm vorbeigefahren! In dem Brief hatte gestanden, dass auch er zu der Zeit in Athen sei. Dort waren

wir 14 Tage! Alle Versäumnisse eines Lebens würden wohl Seiten füllen, ich denke: eines jeden Lebens. In Tübingen warteten meine Eltern im Auto auf mich, um den Umzug zu erleichtern. Meine Mutter war noch schockiert: Sie hatten oben in meinem Koffer "mein Testament" gefunden. Seit dieser ersten großen Reise rechne ich eigentlich vor jeder Reise damit, dass ich sie nicht lebend überstehen werde.

### Vorderleiten

Das, was ich darüber zu schreiben habe, steht in *Sowas nimmt man doch nicht mit sich fort* (s.o.) - https://d-nb.info/1126898597/34. Dort sind am Ende Fotos aus Vorderleiten: Bernt, Gertrud und Wanja.

### Wien

Endlich würde ich Wien sehen! Gutes und Schlechtes hatte ich mit dem Berliner Verleger Kai Homilius erlebt. Ich hatte das umfangreiche Buch *ReOrient* (Wirtschaftsgeschichte des 15. Jahrhunderts!) von Andre Gunder Frank, dem Sohn des Schriftstellers Leonhard Frank, auf Kais Wunsch hin übersetzt – und da lag der Text nun. Sieben Jahre später rief mich Hannes Hofbauer von Promedia in Wien an: Die Übersetzung sei "brauchbar" und er wolle das Buch rausgeben. Zur Buchvorstellung lud er mich für drei Tage nach Wien ein, mit Flug! Ich sagte ein paar Worte dazu, wie es zu diesem Buch gekommen war – zum Inhalt konnte ich nichts mehr sagen. Mir fiel auf, dass die anderen, die dort vorlasen und sprachen, überhaupt keinen Kontakt zum – durchaus dankbaren - Publikum aufbaute.

Zur Veranstaltung kam auch Juno Englander, die Mutter des Schauspielers Lucas, den ich bei Michaela kennenglernt hatte.

Juno führte mich dann durch die Stadt: "Da hinten wohne ich." Ich sagte ihr, dass ich die Innenstadt wie einen Innenraum erlebte. Mit meinem Touristenticket fuhr ich kreuz und quer durch die Stadt. Besonders die Exponate des Leopold- und des Jüdischen Museums beeindruckte mich. Dort entdeckte ich unter vielem anderen ein überlebensgroßes Ganzporträt der Sängerin Barbara, die ich in Göttingen gehört hatte.

### Wolfenbüttel

Dem Verhalten von Dorfschullehrer Klapproth und den Mitschülern verdankte ich, dass ich hochmotiviert war, auf die Oberschule in Wolfenbüttel zu kommen. Die klugen Lehrer dieser Zeit veranstalteten anstelle einer Prüfung einen einwöchigen "Probeunterricht": Sie unterrichteten die Kinder eine Woche lang und überprüften dann, wie gut sie gelernt hatten. Das gab auch den Kindern eine Chance, die keine lückenlose und gute Grundschulzeit hinter sich hatten, wenn sie nur lesen und schreiben konnten! Einmal wurde ein Gedicht an die Tafel geschrieben. Es blieb dort eine Weile stehen und wurde dann abgewischt. Natürlich sollten die Kinder das Gedicht aus dem Gedächtnis aufschreiben. In meinem Übereifer fragte ich, als sie fertig war, ob auch die Zeichen richtig gesetzt sein müssten. Ich hatte mir ja nicht das Schriftbild, sondern den Klang des Gedichts eingeprägt.

Jeden Morgen mussten die Kinder also in diesem Winter 46/47 erst einmal aus Heiningen zu ihrem Probeunterricht nach Wolfenbüttel kommen. Dort gab es damals zwei Jungen- und eine Mädchenoberschule. Herr von Dehn stellte seinen Pferdewagen, mit dem er mit seiner Familie aus dem Baltikum gekommen war, zur Verfügung. Er wurde voller Stroh geladen und beförderte außer den beiden Söhnen der baltischen Familien noch acht weitere Kinder. Alle bis auf eins waren "Flüchtlingskinder". Nach dem Probeunterricht ging es dann auf dieselbe Weise die 12 Kilometer ins Dorf zurück. Später fuhren die Kinder vom 3 Kilometer entfernten Bahnhof Börßum nach Wolfenbüttel in die Schulen. (Vgl.Leben10Anfänge S. 109)

In der 5. Klasse waren wir 56 Schülerinnen, ein Jahr später noch 48. Meine Freundin Christa Palka, die zwei Jahre älter als ich war, musste nach der 5. Klasse wieder gehen. Erst die 6. Klasse könnten Schülerinnen dann wiederholen. In der 5. Klasse hatten wir Fräulein Rammler, die eigentlich Grundschullehrerin war, in Deutsch und als Klassenlehrerin. Sie hatte dunkles, gewelltes, kurzgeschnittenes Haar, braune Augen und eine pockennarbige Gesichtshaut. Sie wurde allgemein angeschwärmt. Ich hätte mich den anderen ja vielleicht angeschlossen, wenn sie eine Prüfung bestanden hätte. Irgendwann sprach sie wohl ein englisches Wort aus und ich sagte, Frau Heinrichs Aussprache sei ja viel besser. Wenn sie die Prüfung hätte bestehen wollen, hätte sie gesagt: "Ich glaube nicht, dass du das beurteilen kannst" oder etwas Ähnliches. Stattdessen sagte sie: "Sie ist ja schließlich auch Englischlehrerein!" Damit war sie bei mir durchgefallen. Fräulein Heinrich war rotblond und hatte Sommersprossen. Sie war eher kühl und das gefiel mir besser.

Unvergessen ist Fräulein Dr. Tobler, die der Typ alte Jungfer war und uns im Biologieunterricht ein Herbarium zusammenstellen und Winterknospen zeichnen ließ. Beides tat ich mit großem Eifer und einer Eins als Belohnung dafür. In der 10. Klasse sollte sie uns "aufklären". Wir hatten Spaß an ihrer Verlegenheit und vergrößerten sie mit unserem Verhalten noch. Schweinchen, die eigentlich Brigitte hieß, aber eben rund und rosig war, stand an der Tafel und Frl. Dr. Tobler war schließlich so verzweifelt, dass sie ihr eine Ohrfeige gab. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für uns und wir ließen sie ordentlich schmoren. Es war ihr sehr peinlich. Sie erzählte uns einmal ganz begeistert, sie habe an einem (Stimm-?)Kurs Schlaffhorst-Andersen teilgenommen. Den habe auch ich später – unseligen Angedenkens – besucht.



Schloss in Wolfenbüttel (Wiki). Anna-Vorwerk-Schule, Oberschule für Mädchen. 1947 wurde ich aufgenommen.

Das Abitur legte ich 1956 ab.



Schlossinnenhof: unser Schulhof, ein Brunnen in der Mitte, um den die Größeren ihre Runden zogen, während wir Kleineren Fangen spielten, nachdem wir die flachen ausgetretenen Holzstufen – Pferde hätten auf ihnen auf- und absteigen können – runtergerannt waren.

Dass man, um gute Noten zu bekommen, für die Sprachen lernen (pauken) müsste (oder sie sprechen, wie später Französisch mit Raymond), verstand ich lange Zeit nicht. Mein Lernmodell war Mathematik: hinsehen und verstehen und damit fertig. In der 7. Klasse bekamen wir Französisch. Herr Börner war fast eine komische Figur. Er versuchte immer wieder, einen Haarstrieps mitten auf seinem Kopf, der sich immer wieder aufstellte, dazu zu bringen, dass er liegen blieb. Er sang gerne und brachte uns Lieder bei. In unserem Französischbuch gab es ein Gedicht und ich machte eine

Melodie dazu, die die Mutter in Noten brachte. Das gefiel ihm und zur Belohnung bekam ich die kaum verdiente 3.

Es war dann in der 9. Klasse, als wir bei einem Referendar Latein bekamen. Er war sehr ungeschickt, einmal verrammelten wir die Tür vor ihm. Er konnte sich "nicht durchsetzen". Dann erfuhren wir – vielleicht sogar von ihm selbst -, dass er seine Ausbildung abbrechen müsse oder durch die Prüfung zum Studienassessor gefallen war. Mir tat er leid. Er wollte uns nun nichts mehr beibringen und erzählte uns von seinen künftigen beruflichen Möglichkeiten. Er könnte sich lange Fingernägel wachsen lassen und Küken sortieren (die männlichen in den Müll). Als er mich einmal mit Spielkarten sah, zitierte er – war es Schopenhauer? – Menschen, die keine Gedanken zum Austauschen haben, tauschen Karten aus.

Die Tanzstunde kam für mich in der 9. Klasse zu früh. Mutters Russischlehrer Herr Lukas nannte mich damals *Strikasa*, Grashüpfer, in die Höhe geschossen und noch ohne weibliche Formen. Geld für schöne Kleider hatten wir nicht und so entsprach die äußere Hülle durchaus der geringen Attraktivität des Inhalts. Wir hatten "Volkstanz" mit Schülern der Aufbauschule und da war ich ganz akzeptiert. Nun "lud mich" – das war damals üblich – Helmut, der auch in die Aufbauschule ging, "zur Tanzstunde ein". Ich traf mich einmal mit ihm. Er war nur einige Zentimeter größer als ich, Arbeitersohn aus dem Harz, sehr guter Schüler in der Aufbauschule, die im Unterschied zu den anderen Oberschulen mit der 7. Klasse begann und für eben solche Jugendliche gedacht war: (Hoch)Begabte aus bildungs- oder geografisch fernen Familien. Unvergesslich sind mir die Skistiefel, die er bei diesem Treffen trug. Ich wollte ihn dann hinhalten, bis er sagte, er lade mich wieder aus, weil ihm meine Entscheidung zu lange dauere. Vom Regen in die Traufe. Ich musste mich dann mit dem "letzten" der verfügbaren "Herren" begnügen, der noch dazu von der Schule abgegangen war – wohl hatte abgehen müssen. Er war hässlich, pummelig und Sohn eines Tabakwarenhändlers in den "Krambuden", der Altstadt Wolfenbüttels. Ich war ein oder *das* Mauerblümchen und schämte mich tödlich, als ich sogar einmal "sitzen blieb".

In der 9. Klasse hatte Dr. Dorow meine Klasse übernommen. Er unterrichtete uns in Englisch und Französisch. In Französisch musste er ganz von vorn anfangen, weil wir in den beiden ersten Jahren bei "Pulle Söchtig" überhaupt nichts gelernt hatten. Er war sehr dick und erzählte gerne von seiner Auslandsschulzeit in Brasilien oder anderswo in Südamerika. Er war mit "Fräulein Abry", einer trockenen alten Jungfer, lang, dünn mit grauem Knoten, befreundet. Die hatte uns einmal in Religion unterrichten wollen und dann mitten im Schuljahr abgegeben, woran ich nicht ganz unschuldig war. Ich hatte den aparten Einfall meine dunklen Haare über ein Auge zu kämmen. Das veranlasste die Dame dazu zu mir zu sagen: "Du siehst ja aus wie eine Zigeunerin!" Das galt damals noch nicht als politisch unkorrekt, aber ich hätte mich vermutlich beim liberalen Schulleiter beschweren können. Statt dessen sagte ich sehr nachdrücklich: "Na die *Haare* können wir uns doch wohl noch so machen wie wir wollen!" Eine solche Frechheit brachte sie um ihre ganze Fassung und sie wollte eine Klasse, in der eine solche Schülerin nicht nur geduldet, sondern - für sie offensichtlich - auch anerkannt wurde, nicht weiter unterrichten.

In beiden Sprachen gab mir Dr. Dorow die jeweils schlechter mögliche Zensur, in beiden Sprachen hatte ich also eine "solide" Vier. Eines Tages kam er in die Klasse und sagte, offensichtlich erstaunt: "Ach, Sie sind so gut in Mathematik!" Da war es dieses Mal wohl eine der seltenen Einsen geworden. Von da an bekam ich die bessermögliche Zensur, also in beiden Sprachen eine Drei. Der Sprachunterricht damals bestand aus Lesen und Übersetzen. Als wir dann "Lektüren" lasen, fragte er mich immer nach dem Abschluss: "Was sagen Sie dazu?" Wenn in der Klasse einmal ein seltenes

Murren entstanden war, fragte er auch mich: "Was hat denn die Klasse?" Habe ich's nur gedacht oder gesagt? "Ich bin nicht die Klassensprecherin!"

Dr. Dorows besondere Leidenschaft war die Organisation von Klassenfahrten. Im zweiten Jahr seiner Klassenlehrerschaft, also in der 10. Klasse, bescherte er uns eine wunderbare Reise durch die Niederlande. Meine erste Auslandsreise! Wir besuchten Museen und waren am Meer und er sorgte immer dafür, dass wir am frühen Nachmittag ein aufmunterndes Getränk, meist Cola, manchmal Kaffee, bekamen. Einmal war die Cola so teuer, dass wir uns zu zweit eine teilen mussten. Ich fragte ein kleines Mädchen bei einer Boots- oder Busfahrt, was "ja" auf Holländisch heiße. Ich bekam keine Antwort. Wir schliefen in Jugendherbergen. In einer gab es eine kurze Andacht: "Een ogenblik stilte alstublieft", sagte der Herbergsvater vor den Mahlzeiten. Wir fühlten uns ausgeschlossen. Im Reichsmuseum in Amsterdam sahen wir die Rembrandts *Nachtwache* und seine *Anatomie des Doktor Tulp*.

Kurz vor dem Abitur musste sich Dr. Dorow aus einem vergessenen Grund wieder einmal über mich ärgern. Er wollte mich zur Strafe isolieren und sagte eines Tages, alle anderen Lehrer seien einverstanden, dass ich alleine an einem Tisch hinten in der Klasse sitzen solle. Ich zog dann geräuschvoll um und stellte den Tisch in eine Ecke. Da war es sehr gemütlich, denn ich konnte meinen Stuhl mit der hohen Lehne – den hatte ich wegen meines Rückenproblems zugestanden bekommen – schräg an die Wand lehnen. An den erstaunten Reaktionen der anderen Lehrer konnten wir dann erkennen, dass sie von nichts gewusst hatten. In der 12. war der Mathe-Lehrer Herr Haberland unser Klassenlehrer. Er meinet ich sei "die Logischste in der Klasse" und hätte "in meiner Verstandesbetontheit direkt etwas Männliches". Dabei hatte ich schon bald angefangen, die Mitarbeit bei ihm zu verweigern. Es war mir einfach zu dumm. Wir lösten im Unterricht Aufgaben und sollten zu Hause dasselbe mit anderen Zahlen machen. Er kontrollierte die Hausaufgaben, wir mussten sie an den Tischrand legen und er sah sie an. Ich legte leere Heftseiten hin. Er ging stillschweigend darüber hinweg. Das Jahr zuvor hatte Bubi, den ich später, als ich Referendarin in Braunschweig war, in einem Lehrerzimmer dort wiedertraf, uns immer "Beweise" machen lassen, das war selbstständige Arbeit und ohne die Lösung gab es nicht einmal eine Zwei, von Einsen war nie die Rede. Vor dem Matheabitur lernte ich in 14 Tagen das, was im Jahr durchgenommen worden war, aus meinen eigenen Aufzeichnungen mit. Die Klassenarbeiten muss ich aber auch irgendwie bewältigt haben. Obwohl ich in der Abiarbeit nur eine Drei hatte holen können (ich hatte sehr viel Zeit damit verbummelt, eine - aus Flüchtigkeit - falsch verstandene Aufgabe zu lösen) - kam aufgrund der "Vorzensur" und einer immer wieder geübten mündlichen Prüfung eine Zwei. Trotz diesen Erfahrungen mit mir, meinte Herr Haberland, der offenbar auch in der 13. Klasse unser Klassenlehrer geblieben war, ich solle die Abirede der Schülerinnen halten. Nachdem ich dann "strafversetzt" worden war, lehnte ich die Aufgabe, die mich eigentlich reizte, mit der Begründung ab, ich als einzige Unreife könne unmöglich eine Rede für alle Reifen halten. Nun ja, so ganz leicht hatten es meine Lehrer wohl nicht mit mir. Verträglich war ich wohl nur bei Lehrern, die nicht die Lehrerautorität herauskehrten - von Augenhöhe konnten wir damals allerhöchstens träumen - und auch das fiel wohl nicht sehr vielen ein. Mein Verhalten in der Schule hatte ganz sicherlich damit zu tun, dass ich von zu Hause gewohnt war, "respektiert" zu werden. Meine Mutter erzählte gerne die Geschichte, dass ich schon als sehr kleines Mädchen selbst dafür gesorgt hätte. Ich ging in der Krummen Straße vor ihr die Treppe rauf. Zu langsam, deshalb gab sie mir einen kleinen Schubs. Ich drehte mich auf einer der Stufen über ihr um und sah sie empört an. Darauf sagte sie: "Ich habe dich wohl nicht mit der nötigen Akkuratesse behandelt?" Worauf ich antwortete: "Ich glaube nicht! Ich glaube nicht!" Das sei ihr eine Lehre gewesen: Dieses Kind besteht darauf, respektiert zu werden.

Auch in diesem Fall erwies sie sich durchaus als leicht erziehbar, was sich im Laufe der Zeit weiter bestätigen sollte. Nur eines konnte ich ihr in jahrelangem Bemühen nicht beibringen: Ihre Wünsche direkt zu äußern und nicht – meist vergeblich – darauf zu warten, dass der Vater und ich ihr "die Wünsche von den Augen ablesen" würden. Dass wir das nicht taten, darüber beklagte sie sich gelegentlich. Sie war sehr stolz und ich denke, sie hätte es als Demütigung empfunden, wenn wir ihr eine Bitte abgeschlagen hätten. Da war es eben sicherer, sie gar nicht erst zu äußern.

In der 12. Klasse hatten wir Frau Gurland in Religion. Sie war mit einem Pastor verheiratet, der jüdischer Herkunft war. Wie er die Nazizeit überstanden hatte, weiß ich (vielleicht) nicht (mehr). Sie las Sartres *Hinter verschlossenen Türen* mit uns. "Die Hölle sind die anderen." Viel mehr hatte das wohl nicht mit dem Fach zu tun. Die Gespräche waren sehr persönlich und ich dachte: In diesem Fach kann die Lehrerin den Schüler in den Mittelpunkt stellen und muss ihn nicht mit ihm mehr oder weniger fremden Wissen quälen. Diese Vorstellung erwies sich allerdings später als falsch, als ich bemerkte, mit der Auswahl der Lektüre in Deutsch kann man das besser tun und in Religion gab es dann sehr viel zu vermitteln. Aber diese Vorstellung führte dazu, dass ich Religion als Fach anstreben würde, also "Theologie fürs Höhere Lehramt" studieren würde. Das hatte dann den Griechischunterricht bei Hartmut von Hentig und seine weiteren Konsequenzen zur Folge.

In der 13. Klasse bekamen wir Frau Gramse als Deutschlehrerin. Sie mag damals etwa 35 Jahre alt gewesen sein. Im Jahr davor hatten wir ihren (viel älteren) Mann mit unserem Schweigen zur Verzweiflung gebracht. Schließlich konnte ich mich nicht allein mit ihm unterhalten! Er zog dann den für mich sehr angenehm Schluss daraus, dass er in seinen Deutsch-stunden Vorlesungen hielt. Ich schwärmte für Frau Gramse und sie war sogar mal bei mir in Braunschweig zum Kaffee – natürlich nach dem Abitur. Sie konnte hypnotisieren. Ich bekam zwei Proben davon. Nun bin ich ja nicht besonders (leicht)gläubig und war es auch nie. Bei der schriftlichen Prüfung zum großen Latinum, die nach 5 Jahren noch dazu wahlfreiem Latein eigentlich eine Überforderung war, hatte sie einen Teil der Zeit Aufsicht. Ich hatte gerade aufgegeben und das war aus meinen Gesten offenbar ersichtlich. Sie kam zu mir, sah sich den Text an und sagte: "Versuchen Sies noch mal!" Tat ich. Und dann diktierte sie mir durch die Luft die Übersetzung, sodass ich mit einer Dreiminus tatsächlich die zweitbeste Arbeit von uns sechs im Lateinkurs Übriggebliebenen schrieb. Ich war dabeigeblieben, weil der Vater mir verbot aufzuhören. Der Lateinlehrer – er hatte im Krieg ein Bein verloren und schleppte sich mühsam die Treppen im Schloss rauf und runter – riet mir, aufzuhören. Auf meine Antwort: "Mein Vater erlaubt es nicht", sagte er, er könne mir zu der Erlaubnis verhelfen. Wir mussten alle aufstehen und als Antworten auf die Frage nach den Zensuren in den beiden anderen Sprachen uns setzen, schließlich war nur noch ich übrig. "Haben Sie vergessen, sich zu setzen?" Nun hatte ich in Französisch eine 2 und Englisch entweder zu der Zeit auch eine 2 oder eine 3. Darauf hatte er eine Einsicht: "Also sind Sie nur faul!" Ich kam von da an in jeder Unterrichtsstunde an die Reihe und mit Hilfe von Horst in den Büsumer Sommerferien brachte ich es dann auf eine stabile 4. Wenn ich auf der Uni Latein, das man damals für Germanistik brauchte, hätte nachmachen müssen, wäre es sicherlich nichts mit Griechisch und Theologie geworden.

Das zweite Mal war bei der mündlichen Prüfung. Ich hatte mich für Deutsch zu einer zusätzlichen Prüfung gemeldet. Hesses *Glasperlenspiel*. Daran hatte ich mich in meiner Hesse-Periode mit 15 noch nicht gewagt, nun aber zum Abitur hatte ich es gewählt. Ich hatte erwartet, sie würde mich fragen, über welchen der "Lebensläufe" darin ich sprechen wollte, und hatte mir die Antwort zurechtgelegt. Dann fragte sie, sah mich mit ihren hellblauen Augen durchdringend an und ich tat den Mund auf und nannte einen der beiden anderen Lebensläufe, auf den sie offenbar besonders vorbereitet war.

Nach 25 Jahren organisiert Herta, die zu Schulzeiten immer vor den Lehrern die Tür auf- und hinter ihnen zugemacht hatte, das erste "Klassentreffen". Die wiederholten sich dann alle 5 Jahre, wurden dann häufiger und hörten schließlich seit den Coronaeinschränkungen vollkommen auf. Ich war jedes Mal enttäuscht – was hatte ich denn erwartet? – und nahm mir jedes Mal vor, am nächsten Treffen nicht mehr teilzunehmen. Ich war während der Schulzeit in einer der beiden Gruppen, die sich gebildet hatten, "integriert" – es gab auch Schülerinnen, die zu keiner der beiden Gruppen gehörten, aber ich war auch damals schon "anders" als die anderen, die eher praktisch orientiert waren.

Ich beschäftigte mich nur mit den Fächern, die mich interessierten, das waren glücklicherweise Hauptfächer: Deutsch, Französisch und Mathematik (Matheabitur leider schon nach der 12. Klasse). Das anderen hielt ich so auf Mindeststand. Einmal wurden diese Zensuren plötzlich alle eine Note besser. Ich hatte 14 Tage lang alle Hausarbeiten gemacht. Dabei hatte ich bemerkt, dass ich während dieser Zeit damit die ganzen Nachmittage verbringen musste. Das hatte ich mir als Strafe dafür auferlegt, dass ich bei einem Vortrag in Geschichte völlig versagt hatte. Ich hatte gedacht, ich könnte improvisieren, und das hatte durchaus nicht geklappt. Beschämt musste ich kurz nach Beginn abtreten. Ich hätte mich für alle Schulfächer interessieren können, aber nicht für alle gleichzeitig. Das Kurssystem wäre mir da entgegengekommen und ich hätte wohl wie Carolin (Wolfsburg) Deutsch und Mathe als Leistungsfächer gewählt.

### Wolfsburg - Hansaplatz

Schulgeschichten könnte ich viele erzählen aus meiner langen Zeit als Lehrerin. Hier möchte ich noch einmal von Carolin erzählen, für die ich in Leben10Anfänge ein Memorial geschrieben habe (S. 81ff.) Jemand hatte sich über den Deutschunterricht von Herrn E. in der 8. Klasse beklagt. Ich sollte ihn mir wohl in meiner Funktion als Beratungslehrerin einmal ansehen, vielleicht hatten wir aber auch vorgegeben, ich wolle die Klasse kennenlernen, um sie vielleicht in der 9. in Deutsch und als Klassenlehrerin zu übernehmen. Ich setzte mich also vorne vor die Klasse. Das war ein Fehler. Der Unterricht war so schlimm, wie er schlimmer nicht hätte sein können. Das spiegelte sich offenbar in meinem Gesicht, sodass es ganz sicherlich nicht attraktiver wurde. Zaddach wurde gelegentlich kritisiert, er räume den Schülern - auf Kosten der Lehrer - zu viele Rechte ein. Als in der Klasse bekannt wurde, ich würde sie übernehmen, äußerten einige Zaddach gegenüber, eine so alte und unfreundliche Lehrerin wollten sie nicht haben. Ich war wohl gerade 50. Also wurde, da ja die Schüler bei Zaddach im Zweifelsfall immer Recht bekamen, eine Vorstellung anberaumt, in der ich die Klasse überzeugen sollte, ich sei genau die richtige Lehrerin für sie. Ich tat mein Bestes und schließlich sagte die Superschülerin Carolin, die noch dazu beliebt und auch als Person sehr anerkannt war: "Ich finde, wir sollten es versuchen!" (Oder so ähnlich) Die Mehrheit stimmte zu. Eine Vierergruppe, zwei Mädchen, zwei Jungen, blieb bei ihrer Ablehnung, von ihnen waren drei durchaus keine guten Schüler. Dass ich diesen dreien schlechte Noten in ihren Klassenarbeiten geben musste, beförderte ihren Widerstand.

In dieser Klasse war auch Vladimir, dessen Eltern aus Jugoslawien eingewandert waren. Er hatte durchaus seine Eigentümlichkeiten, die er mit einer sehr guten Intelligenz verband. Beim ersten Elternabend lernte ich seine Mutter, die Zahnärztin Vesna kennen. Es gab in der Klasse Streit, der auch die Elternschaft gespalten hatte. Die Eltern saßen während der Elternversammlung wie ihre Kinder in einem großen Hufeisen. Mir genau gegenüber saß Vesna. Ihrem vernünftigen Argumentieren war zu verdanken, dass die anderen Eltern sich besannen. Nach der Versammlung lernten wir uns persönlich kennen und waren einander gleich sympathisch. Daraus wurde, nachdem ich die Klassenleitung nach der 10. Klasse beendet hatte – darauf achtete sie genau! -, eine

jahrelange Freundschaft – und eine vorzügliche Behandlung meiner Zähne, die in späteren Jahren Vladi fortsetzte.

Vladis Vater war Gastronom. Die Eltern waren nach Deutschland gekommen, als Vesna bereits ausgebildete Zahnärztin war, und da sie gleich zu arbeiten begonnen hatte, wurde das Kind wohl vor allem von seinem Vater aufgezogen. Am Ende der 10. Klasse gab das Ehepaar in dem Lokal, das er damals betrieb, ein Abschlussessen für die ganze Klasse. Diese Großzügigkeit stand wohl im Zusammenhang mit der in ihrem Ursprungsland geübten Gastfreundschaft.



Am Arbeitsplatz. Rechts im Regal die Arbeitsmaterialien. Links neben mir stand ein zum Sofa passender Sessel, der immer für Till frei war. Wenn er mir etwas sagen wollte, setzte er sich dort hin. Ich legte dann meine Arbeit weg und nahm mein Strickzeug auf. Wenn er zu sprechen anfing, legte ich mein Strickzeug wieder weg.

Tills Rückkehr aus dem Internat erwarte ich in einer für uns günstiger geschnittenen Wohnung in der Nähe: drei voneinander unabhängige Zimmer. Till ist resistent gegen Sprachen. Englisch war schon schwierig genug, Französisch ist ganz und gar unzugänglich. Daraus ergibt sich, dass er zur Realschule gehen muss, weil ja im Gymnasium zwei Sprachen Pflicht sind. Till lässt sich widerstrebend darauf ein, obwohl sein Freund Wedigo mit einer ähnlichen Schwäche im Gymnasium scheitern darf. Der Realschulleiter hält schützend die Hand über Till, als der meint, er müsste in der neuen Klasse - wie im Internat üblich – damit starten, dass er den stärksten Mitschüler verdrischt. Irrtum. Hier laufen die Dinge anders. Der Schulleiter hat verstanden, dass Till kein Schläger ist, also ist die Schlägerei eine zu vernachlässigende Episode und führt nicht zu seiner Kriminalisierung. Nachdem er in der 7. Klasse auch den Anschluss an den Lehrstoff bewältigt hat, wird ihm die Schule im Laufe der 8. Klasse bereits langweilig. Die Lehrer in Biologie und Chemie freuen sich an dem interessierten Ausnahmeschüler, der alles so schnell erfasst. Ich habe den Eindruck, beide machen den Unterricht für Till.

Die Wohnung hat 3 Zimmer, das zweitgrößte diente wohl als Schlafzimmer, denn da sind an der Seitenwand eingebaute Schränke mit weißen Türen. An die schrieb Till, seit er etwa 15 war mit schwarzem Filzstift seine Gedichte. Eine Zeit lang baute er sich zum Schlafen eine Höhle: 2 Wände und die von ihm und Wedigo gebauten Bücherregale ließen nur am Fußende eine Möglichkeit, auf die Matratze zu gelangen. Was von ihm in der Wohnung rumlag, legte ich auf eine Seite vor seine Tür. Der Stapel wuchs.

Der Hauseingang lag auf der Rückseite. Vom Haus aus auf der rechten Seite grenzte ein etwas 10 Meter langer, wohl 2 ½ Meter hoher Holzzaun die Fläche vorm Haus, auf der 2 Autos gut Platz hatten, gegen den öffentlichen Weg ab. Die Wohnung lag im 1. Stockwerk. Tills Heimweg ist so zu beschreiben: Er stieg über die Bretterwand, um den Weg abzukürzen, ging dann die halbe Treppe rauf und stieg durchs Treppenflurfenster auf unseren Balkon. Einen Schlüssel mitzunehmen, wäre zu umständlich gewesen. Die Balkontür musste also immer wenigstens einen Spalt breit offen bleiben.

Eine Zeit lang bestand Tills Mittagessen auf Kartoffeln und gebratenem Schweineschnitzel. Als er einmal allein war – ich war vermutlich auf Klassenfahrt – ging ihm das Braten nicht schnell genug und er warf das wenigstens halbrohe Schnitzel in die Spüle. Als er es dann wieder betrachtete, war es voller weißer Maden. Er ekelte sich so sehr davor, dass er die Großmutter aus Braunschweig herbeirief, damit sie die Sache regelt. Erwartungsgemäß war die Epoche Schweineschnitzel damit vorbei.

Das Einkaufen regelten wir so: Ich stellte den vollen Einkaufswagen unten innen vor die Haustür und Till trug ihn, wenn er nach Hause kam, bis vor die Wohnungstür. Kann durchaus sein, dass er dann klingelte und den für ihn ungewöhnlichen Weg durch die Wohnungstür nahm.

Später zog Thomas "auf kaltem Wege" ein. Ich hatte Nein gesagt, aber er brachte einfach immer mehr Sachen mit und ging immer seltener wieder. Eine Zeit lang wohnten beide "Söhne" gleichzeitig in der Wohnung. Till als Judoka – gleich nach dem Internatsaufenthalt hatte er mit Judo begonnen – flößte Thomas Angst ein und "er wollte es wissen". Also provozierte er Till. Er war ein großer Provokateur und trieb auch die geschickten Lehrer mit seinen Provokationen in die Hilflosigkeit. An einem langen, dünnen Menschen hätte sich kein Judoka vergriffen. Die Frage wurde mit einem "Fußfeger" geklärt, bei dem Thomas krachend zu Boden ging. Schließlich wohnte Thomas offiziell bei mir. Seine Eltern bezahlten 500 Mark im Monat, 100 fürs Zimmer, 300 für die Ernährung und 100 als Taschengeld. Nach seinem Abitur 1982 zog er nach Braunschweig. Till hatte ein Jahr davor Abitur gemacht.

Auch Till hatte einen Teil seiner Lehrer provoziert, doch ehe es zur Katastrophe kam, lenkte er immer irgendwie ein. Thomas nie. Till ging es wohl vor allem darum, "Spaß zu haben", die Leute zu "necken", und nicht um Selbstbehauptung, die brauchte er vermutlich nicht. Die Lehrer beider waren so taktvoll, mich niemals auf einen der beiden anzusprechen, es war ihnen offenbar klar, dass die Ideen für ihr Verhalten nicht von mir kamen. Dann gab es aber doch eine "Rache" – vermutlich nicht nur an Thomas, sondern auch an mir - bei letzter Gelegenheit: Thomas hatte auf dem Weg zu einer mündlichen Prüfung eine Fahrradpanne und kam zu spät zur "Vorbereitungszeit". Die personifizierte Bosheit, männlich, fing ihn ab und er durfte nicht in die Prüfung, das hieß O Punkte statt der zu erwartenden 15, und zwar an einer Stelle, die für "den Schnitt" sehr viel zählte. Till war im Jahr zuvor nicht behelligt worden, als er zu spät zur Vorbereitung kam. Es hieß wohl ganz logisch: Wenn er meint, er braucht weniger Zeit, muss er sehen, wie er in der Prüfung zurecht kommt.

# Wolfsburg - Schillerteichzenter

Seit März 1986. Ein Navi zeigt nur "Am Mühlengraben 22 und 24" an. Im Volksmund heißt das Haus Schillerteichzenter, denn schließlich liegt es am Schillerteich.

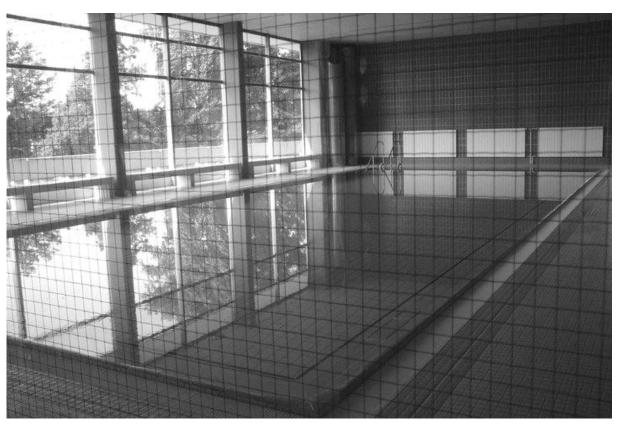


"Schillerteichzenter" Am Mühlengraben 22 und 24, meine Wohnung ist angekreuzt.

Der Vater starb im Dezember 1985. Er vererbte mir 40.000 DM. Ich besuchte Michael in einem norddeutschen Ort, in dem der seine ersten Schritte als Arzt machte. Er redete so lange, bis er mich überzeugt hatte: "Von dem Geld kaufst du dir jetzt eine Wohnung!"



Das Haus Nr. 22 und Blick von meinem Balkon im 5. Stockwerk nach Süden auf den Teich.



Im Haus 24 gibt es im 1. Stockwerk – also mit Tageslicht – das Bad, dessen Anblick mich bei der ersten Besichtigung sofort und ganz und gar zum Kauf der 2-Zimmer-Wohnung bestimmte.

Bald darauf fand ich eine winzige Anzeige, mit der eine 2-Zimmerwohnung im Schillerteichzenter angeboten wurde. Ich ging "mal gucken" und war gleich überzeugt. Die Wohnung war schwarz, die Fensterwand verstellt, alles voller Rauchgeruch. Eine Wand war voller Schallplatten. Das Paar wollte aufs Land ziehen, denn sie wollten sich zu einer Familie erweitern. Was daraus geworden ist, habe ich nicht verfolgt.

In Gedanken entfernte ich alle Hindernisse und war von der Aufteilung angetan. Die fast quadratische Küche – die größten in beiden Häusern waren in unserem "Strang" vom 3. Bis zum 17. Stockwerk. Dort konnte der Esstisch stehen. Die Vorstellung, dass nur Arbeiter in ihrer "Wohnküche" essen, war inzwischen überholt und essen in der Küche durften nun auch die "Bürger".

Nachdem ich mich zum Kauf entschlossen hatte, kam Geld von allen Seiten. Die Mutter hatte unter dem Vorwand, sie brauche es, monatlich die 150 DM mit Zinsen angelegt, es waren nun 23 000 geworden. Sie hatte Recht gehabt: Ich hätte einerseits alles ausgegeben – und hätte andererseits keine Schulden gemacht. Ich war von klein auf gewohnt, "mich nach der Decke zu strecken".

Im März 1986 zog ich also ein, der erste und zunächst einzige Einrichtungsgegenstand war die Heizungsabdeckung aus Kreamikfliesen im Wohnzimmer. Dort saß ich einmal mit Claudia Gorges, meinem schizophrenen Schützling, ich sehe uns noch dort – vermutlich auf dem Boden – sitzen. Einige Möbel nahm ich vom Hansaplatz mit, auf den 3-Meter-Schrank im Schlafzimmer musste ich lange warten. Die Einbauer fluchten, denn er war genau so breit wie das Zimmer. *Foto unten*: Regine und ich im März 1999.



Ich dachte es mir zunächst so: 12 Jahre von hier aus mit dem Auto die 5 km in die Schule in Kreuzheide, dann wollte ich die Wohnung zur Unterbringung meiner Sachen nutzen, denn ich würde nach der Pensionierung nach Griechenland ziehen. Dann kam es ganz anders, wohl vor allem dadurch, dass ich mit Regine zusammen war. Ich wollte nach der Pensionierung nach Israel gehen,

ohne dass mir klar war, dass ich das mit meiner Pension kaum würde bestreiten können. Regine wollte aber nicht nach Israel. Wir einigten uns dann ja auf Indien, ich bestand darauf, es sollte der "europäischste" Bundesstaat sein. Das war zweifellos Goa, in dem die Portugiesen wohl recht friedlich bis 1962 geherrscht hatten.

Inzwischen genieße ich den ferienortähnlichen Komfort schon 37 Jahre (2023) und hoffe, ich werde direkt hier aus dem Haus sterben, ohne "Zwischenlagerung", wie es schließlich schon einigen Mitbewohnern und —bewohnerinnen gelungen ist: Weder Schwellen in der Wohnung noch Stufen im Haus.



Ein Teil des Wohnzimmers, noch ohne Schrank mit der Keramik.



Der andere Teil des Wohnzimmers, noch ohne Keramikschrank.



Der von Ralf mit IKEA-Mühe aufgestellte Keramik-Schrank.



Arbeits- und Schlafzimmers.





Von der Mutter gehäkelte Scheibengardinen, zuerst in der Küche am Wollmarkt, jetzt am Mühlengraben 22.



Ein Teil der Küche mit der Grafik: Berliner Straße (vom Wollmarkt), vor allem wegen der Perspektive.

1968 (bis 1974). Die Wohnung oben auf dem Y-Haus – wegen seines Grundrisses wird es so genannt – ist noch von einem jungen Paar bewohnt. Großer Berg Wäsche vor der Waschmaschine in der winzigen Küche. Mit irgendjemandem habe ich einen Mietvertrag abgeschlossen, die Forderung nach "Abstand" der Vormieter kommt zu spät, hätte auch früher keine Chance gehabt. Einen Monat muss ich überbrücken. Till muss so lange bei der Großmutter in Braunschweig bleiben. Ich wohne bei einer Pedantin aus dem ehemaligen deutschen Osten, die im Werk Autositzbezüge näht. Sie duldete auch nicht den kleinsten Wasserspritzer in ihrer Spüle in der Küche. Der Weg zur Schule ist leicht zu Fuß zurückzulegen. Ich bin froh, als dieser Monat überstanden ist.

Einzug ins Y-Haus. Riesiger Balkon [vgl. Seite 174 von Leben10Anfänge] vorm Wohnzimmer, auf dem dann ein großer Teil des Lebens in den Sommern stattfinden wird. Darunter eine Bombardierung mit Wasserkürbisschalen, mit denen Till und Michael auf die vorüberfahrenden Autos zielen. Die Unterhaltung wurde durch irgendeinen Eingriff von außen beendet. An das Wohnzimmer schließt sich das zweitgrößte Zimmer an, das dann zu meinem Schlafzimmer wird. Lieber wäre es mir als Tills Zimmer gewesen, doch dann hätte er das Wohnzimmer auch mit Beschlag belegt. Auf der anderen Seite entlang der Längsseite des Raumes liegen nebeneinander: eine winzige Küche, ein winziges Badezimmer, ein winziger Flur. Auf der anderen Seite des Flurs liegt das kleinste Zimmer. Damit muss sich dann das Kind begnügen.

Der Arbeitsplatz Schule erweist sich als Glücksfall. Der junge Schulleiter legt großen Wert auf einen für die wenigen Schüler/ innen und die wenigen Lehrer/innen angenehmen Umgangston. Die Schule ist "im Aufbau", zweizügig und es gibt bis dahin nur die unteren Gymnasialklassen. Dadurch bekomme ich Zeit genug, in den Unterricht reinzuwachsen.

Aber zunächst einmal jagt eine fieberhafte Erkältung die andere, bis der Arzt sagt: eine verschleppte Lungenentzündung, drei Wochen Quarantäne mit intensiver Behandlung. Till muss also wieder nach Braunschweig zur Großmutter. Der Arzt ist eigentlich Chirurg, er war an einem Berliner Krankenhaus, bis herauskam, dass er sich doch zu großzügig am Medikamentenschrank bediente. Er hätte mir zu gerne den Blinddarm rausgenommen, weil mein Bauch "so schön flach" war. Er betont immer wieder, wie sehr er es in der Proletenstadt Wolfsburg genieße, eine gebildete Patientin zu haben. Er hat eine viel jüngere runde Frau geheiratet und sie haben einen Sohn.

Ich bin also für drei Wochen eingesperrt. Das Hildesheimer Abenteuer ist auch psychisch (noch) nicht verarbeitet und ich schreibe einen Brief an den IL, in dem ich genau erkläre, wie ich mich dort durch seine Art von Umgang mit mir gefühlt und dass ich eben anderweitig Zuspruch gesucht und gefunden hätte. Später höre ich von Ute, dass IL (nun endlich doch) verstanden habe – aber vielleicht wollte sie mich auch nur unterstützen. Als die Quarantäne vorbei ist, kann endlich mit fast zwei Monaten Verzögerung das (mehr oder weniger) normale Wolfsburger Leben beginnen.

Einige Jahre kommt Gerhard noch aus seinem Medizinstudium in Kiel regelmäßig mit dem Auto nach Wolfsburg und es gibt auch gemeinsame Ferienreisen – eine nach Norwegen und eine nach Spanien – im von ihm zurecht gemachten Bulli, unserem Wohnwagen. Dann redet und handelt mich Michael aus Hannover in eine Beziehung, die mich wenig überzeugt. Zu seiner Zeit sind wir drei zu Renées Hochzeit eingeladen. Till soll die Alltagsdrogen unter meiner Aufsicht ausprobieren dürfen. Den Anstoß zu dieser Idee haben Schüler auf Klassenfahrten gegeben, die erste Alkolholerfahrungen in einiger Entfernung von ihren Eltern machen wollten und damit uns Begleitern Probleme bescherten. John sagte auf einer gemeinsamen Klassenfahrt gleich zu Anfang: "Wer mit Alkohol erwischt wird, fährt sofort nach Hause!" Also Renées Hochzeit. Till schlägt vor, er wolle das Experiment bei dieser Gelegenheit machen, doch ich halte sie für ungeeignet, sein Bett müsse in der Nähe sein. Also ein

anderes Mal – Wein. Wir feiern - wie sonst auch gelegentlich - ein Fest, aber dieses Mal nicht mit Apfelsaft aus Weingläsern, mit denen wir anstoßen, sondern mit Wein. Schon bald wird ihm schlecht und er sagt: "Warum hast du mir nicht gesagt, wie schrecklich das ist?" Dass seine Abstinenz im Jugendalter auch damit zusammengehangen habe, kann ich nur spekulieren. Mit Zigaretten bin ich weniger erfolgreich. Er zündet eine nach der anderen an, bis schließlich mir davon schlecht wird. "Ich kann ja auch aufhören!", sprichts und tuts.

#### Zypern

Außerhalb der Saison ist der Ort Ayia Napa trostlos. Eine einzige Feige am Baum an der Straße. Aber oben die Burg – Ausgrabungen. Und eine Kirche mit einer Bank davor. Dort sitzt ein junges Paar. Sie sehen an mir vorbei. Jetzt mache ich alles wieder gut! Χαίρετε, παιδιά! Μη φοίγετε! Sie antworten, denn natürlich sprechen alle außer dem zyprischen Dialekt, den ich nicht verstehe, Griechisch. Das lernen sie vermutlich in der Schule.



Hotel Melissi Beach (eigenes Foto)

Wildes Meer. Ich will schwimmen, der braungebrannte Strandläufer soll mit rein helfen. Nein, er lehnt ab: ʿAupio! Ich bin ärgerlich. Später verstehe ich, dass er recht hatte, er wollte mich nicht retten müssen.

In einem Mailentwurf liest es sich so:

"Nunja, ist das Glas nun halbleer oder halbvoll? Einerseits bin ich zufrieden, dass ich mich heute - gestern ja nicht, da war sie noch höher und breiter - in die Brandung gewagt habe - andererseits ist es so weit raus flach und der Boden uneben, dass mich eine starke Welle doch umgeschmissen hat - und ich konnte nicht alleine aufstehen! Dann habe ich mich doch lieber von den beiden freundlichen

jungen Russinnen, die mich mit Mühe aufgehoben haben - 60 kg immerhin und das Wasser zog noch dazu - zum Ufer bringen lassen. Ein Zypriot, der irgendwie zum Strand gehört, hatte vorher gemeint, die *kimata* seien eben zu hoch für mich und ich solle gefälligst *avrio* (morgen) abwarten. Danach bin ich ganz demütig in unseren krummen *pool* gegangen, in dem ich nur immer ein paar Züge auf dem Rücken schwimmen kann, aber am Rand stehen solche Wasserspeier, die man gut zur Rücken- und Fußmassage nutzen kann. Das Wasser ist kälter als das Meerwasser. Ohne den seitlichen Meerblick wäre es hier traurig, gegenüber steht schon gleich der nächste Kasten. Dazwischen ist allerdings ein schmaler Streifen erfrischendes Grün: Büsche und Bäume. Nagut, ich bin hier nicht (so ganz) am rechten Ort, das wird auch dadurch deutlich, dass mir niemand ansprechenswert erscheint. Also kein Januar-Teneriffa - wer weiß, ob ich da ins Meer käme und die Leute sind sicherlich dort auch nicht interessanter - wer geht schon in solche Kästen, wenn er sich noch rühren kann?"

Aber dann lerne ich doch, vermutlich beim Abendessen, die Österreicher Ludwig und Barabara kennen. Ludwig ist hinreißend ritterlich. Wenn ich 40 Jahre jünger wäre, hätte Barbara Grund zur Eifersucht! scherze ich. Sie bieten mir auch an, mir ins und aus dem Wasser zu helfen, sie seien den ganzen Tag am Strand.



Das Foto haben Ludwig und Barbara Stöckl aus Österreich geschickt. Leider sind sie zu früh abgereist!

Wir möchten alle drei zusammen fotografiert werden. Wir bitten ihn. Mein Sprachversuch ist

überflüssig, Fotoapparat hinhalten reicht. Er isst in aller Ruhe seine Mandarine auf und lässt uns dabei zusehen. Dann fotografiert er uns.

Am Tag meiner Abreise schließt das Hotel für den Winter. Der Esssaal ist an den letzten Abenden schon sehr leer. Man kann nicht mehr an allen Tischen sitzen, ich muss zu einer griechischen Familie rücken.

Sie sind Wochenendgäste. Ich stehe schon im Fahrstuhl, er hält wieder und Massen drängen sich rein. Ich ersticke, schubse die Leute beiseite und steige aus. Verständnislose Gesichter.

Das Glas von der Armbanduhr fällt ab. Der Mechaniker ist hilflos. Dann klebe ich Tesafilm, den ich am Empfang verlange, drüber. Hält bis zu Hause.

Ich bin unsicher, auf einem Bein zu stehen. Der Boden ist uneben. Wie komme ich diesmal aus dem Wasser? Eine junge Frau geht vorbei. Ich winke ihr. Sie kommt näher, dann versteht sie und gibt mir die Hand.

Eine der Frauen, die bedienen, spricht Deutsch. Wir grüßen uns immer sehr herzlich. Sie ist Schweizerin und auf Zypern der Liebe wegen. Hat Mann und Kinder. Im Winter hat sie keine Arbeit. Der Mann ist, soweit ich mich erinnere, Chauffeur.

Dann Abreise. Ein Paar und ich stehen vor dem Hotel. Ein leerer Bus kommt, fährt zum Flugplatz. Ich habe Taxi gebucht. Die hohen Stufen in den Bus – und was dort? Endlich kommt ein großer, breiter, schon älterer Mann aus dem Hotel und ruft "Ingrid". Er hat Enkel, aber dann schweigen wir, so viel Griechisch fällt mir nicht mehr ein. Dann sorgt er dafür, dass mich mein Rollstuhl findet. Nur fällt mir das Wort für Pass nicht ein – obwohl ich es eigentlich weiß. Von da an spricht er Englisch mit mir.



Der Weg vom Hotel zum Strand

## Zeitzeugin. Ein fiktives Interview mit einer realen Person

#### I Vier und fünf Jahre alt

Können wir anfangen, Martin?

- Ich will nur noch den Zettel raushängen. -

Heute sind wir also im November 1940. Seit einem Monat war ich vier Jahre alt. Fünfzig Bombennächte in Berlin, davon einige in der Wohnung, da ich die Röteln hatte und im Keller alle angesteckt hätte.

Dann die "erweiterte Kinderlandverschickung". Die Mutter hatte sich geweigert, mich allein mit einem Kindertransport "verschicken" zu lassen. Die langen Listen vom "Kindersuchdienst" nach dem Krieg, in denen Eltern ihre Kinder und Kinder ihre Eltern suchten, gaben ihr nachträglich recht. Wir wurden also in den damals sogenannten Warthegau "verschickt", heute Polen und vor dem Krieg Polen. Das Dorf hieß zu der Zeit Sockelstein.

- Wieso weißt du das alles so genau? Es kann ja wohl kaum eine Erinnerung aus der damaligen Zeit sein. Übrigens: Wenn es dir angenehmer ist, werde ich dich erst einmal nicht unterbrechen. Die Absätze kann ich dann beim Transkribieren machen.

Ja, lass mich einfach reden. Wenn ich vom Thema abkomme, kannst du mich ja darauf aufmerksam machen. Ja, woher ich die Daten weiß: Die lese ich auch heute noch in dem "Tagebuch", das meine Mutter seit meiner Geburt für mich geführt und bis zu meiner Hochzeit weitergeführt hat. Sie hat es dann in grünes Leder binden lassen. Bis zur Zeitenwende in Deutschland hat sie darin in ihrer immer leserlichen Schrift "deutsche" Buchstaben geschrieben, danach "lateinische", die sie in ihrer Schulzeit im Sprachunterricht verwendet hatte.

Wir kamen also nach Sockelstein. Familie Seehafer, die uns aufnehmen mussten, waren Deutsche, vielleicht wohnten sie dort ja noch nicht lange. Wir bekamen ein Zimmer unterm Dach, das zwar einen Ofen hatte, aber die Holzzuteilung, als es dann sehr kalt wurde, war sehr gering. Das Klo war am Ende des kleinen Hofes, der vollkommen mit Gänsescheiße zugekleckert war, die ich natürlich nicht so nennen durfte. Sie mussten uns auch Mittagessen geben und das mussten wir mit ihnen am Tisch einnehmen. Neben mir saß die idiotische der beiden fast erwachsenen Töchter. Wie nennt man die zurzeit politisch korrekt? Meine Mutter erlaubte mir, dass ich meinen Arm um den Teller legte, denn das Mädchen neben mir tat immer so, als wollte sie mir etwas von dem ohnehin schon knappen Essen wegnehmen. Da ich keine Geschwister hatte, kannte ich diese Art Scherze nicht, sondern nahm ihre Ankündigungen ernst. Ihre Eltern schritten nicht ein, wahrscheinlich hielten sie das Verhalten ihrer Tochter für einen Beitrag zu unserer Vertreibung. Die erreichten sie schließlich zwei Monate später wirkungsvoll damit, dass sie uns so gut wie kein Brennholz gaben, während sie in ihren eigenen Räumen tüchtig einheizten.

Die Leute, die die Evakuierten auf die dortigen Häuser verteilten, sahen ein, dass es so nicht ging und dass die Unwilligen nicht zu Willigen zu bekehren waren, und schickten uns in der kältesten Zeit, am 10. Januar, ins Gutshaus.

Dort hielt gerade der baltische Adlige aus Riga mit Frau, 5 Kindern und der Erzieherin Fräulein Beer Einzug. Die beiden älteren Töchter waren in Posen im Internat und der einzige Sohn, der 15jährige Gert, war wie eine der Töchter der Seehafers geistig behindert. Das Haus war groß genug und wir bekamen ein Zimmer. Die erste Nacht schlief ich auf zwei Stühlen, die selbst für die seit dem Oktober zuvor Vierjährige zu klein waren. Sie deckten mich mit Kopfkissen zu, die aber immer wieder auseinanderklafften und meinen Bauch freiließen.

Schließlich stellte sich heraus, dass auf dem Gut eine deutsche Sekretärin gebraucht wurde. Meine Mutter als "Reichsdeutsche" hatte da bessere Chancen als jede "volksdeutsche" Bewerberin gehabt hätte – die es aber wohl gar nicht gab. Sie konnte also den Beruf, den sie seit Jahren ausgeübt hatte, ausüben und alle waren anscheinend zufrieden.

Es wurde schließlich warm genug, dass wir draußen spielen konnten. Ich freundete mich mit der 8jährigen Dox an, Ekala, die ein Jahr jünger als ich war, kam dafür nicht infrage. Wir bauten uns eine Wohnung im Gebüsch und verzierten sie mit abgeschlagenen Flaschen als Vasen. In eine davon trat ich natürlich und "schälte mir den Knöchel heraus". Ich hatte dann einen Unfall nach dem anderen. Kein Wunder. Bis dahin war ich nur an Omis Hand in Berlin und gelegentlich auf dem Spielplatz an der Trinitatiskirche gewesen und nun plötzlich in freier Wildbahn! Die Mutter zog daraus nicht den Schluss, ich müsste besser behütet werden, sondern sah offenbar ein, dass ich meine Erfahrungen machen musste, wenn auch schmerzliche und etwas verspätete.

Es gibt dann nur einzelne Bilder: Dox und ich haben in der Küche eine Zitrone – woher sie die wohl hatten? – gestohlen und den Saft mit Zucker vermischt. Damit fütterte sie sich und mich – und ich bekam ab und zu einen Löffel Schnee in den Mund geschoben. Es war also noch Winter, als wir am Küchenausgang, der direkt nach draußen führte, standen.

Dann beredete mich Dox, Ekala eines meiner schönen Bilderbücher zu "schenken", es hatte mit Frühling und Vögeln zu tun. Ich wollte kurz darauf das "Geschenk" zurück, doch die Mutter, vor die es gebracht wurde, entschied – sicherlich aus verschiedenen Gründen -, "dass geschenkt nun einmal geschenkt" sei.

Schmerzliche Erinnerungen prägen sich leichter ein? Vor Gert hatte ich Angst. Oben auf der Galerie stand eine Reihe von Stühlen unmittelbar nebeneinander. Alte Stühle, wie sie den polnischen Grafen gefallen haben mögen. Gerd und ich waren allein auf der Galerie und er zwang mich – schließlich fürchtete ich ihn ja, also konnte er mich zwingen – unter der ganzen Stuhlreihe langzukriechen. Das wäre bei meiner kleinen Zierlichkeit nicht schwierig gewesen, wenn die Stühle nicht an jeder ihrer Seiten zwischen den Beinen Querstangen gehabt hätten. Die waren so niedrig angebracht, dass ich zwischen ihnen und der Sitzfläche durchpasste, also Auf und Ab unter den Stühlen. Das war nicht nur körperlich schwierig, sondern es "kränkte mich auch in meiner Ehre", sodass ich nicht einmal der Mutter davon erzählte.

Fräulein Beer erteilte den beiden jüngsten Töchtern ab und zu Russischunterricht, von dem ich ganz selbstverständlich ausgeschlossen wurde.

Auch mit dem Polnischen kam ich nicht in Kontakt. Einmal durfte ich bei der polnischen Schneiderin, die ins Haus gekommen war, sitzen. Sie sprach nicht deutsch. Ich bat sie, mir ein paar Buchstaben aufzuschreiben, aber sie konnte nur ein X schreiben. Ich nähte dann für eine Puppe eine Bluse. Das Vorderteil war fertig, aber es war kein Stoff für den Rücken mehr da. Die Schneiderin hatte sich da weiter nicht eingemischt. Vielleicht war ich ihr ohnehin lästig.

Für die Kinder gab es zwei Apfelschimmelponnys. Auf eines half man mir für das Foto. Später stellte sich heraus, dass meine Mutter nicht gewusst hatte, dass ich schreckliche Angst vorm Runterfallen gehabt hatte. Abends – auch da gibt es ein Foto – führte mich ein polnischer Jugendlicher auf dem Pony spazieren. Kann sein, dass es Igua oder so ähnlich hieß. Wenn er es führte, hatte ich keine Angst. Auf dem Foto habe ich die Haare offen. Es war also Sonntag. Alltags hatte ich sie zu zwei dünnen Zöpfen geflochten. Am Sonntagabend wurden die Locken gekämmt und das war mit den damaligen engen Kämmen – natürlich unter dem unvermeidlichen Kommentar: Schönheit muss leiden – immer sehr schmerzhaft.

Wir hatten keine Gelegenheit, polnische Kinder zu treffen oder gar mit ihnen zu spielen. Die Kinder "im Dorf" kamen nie in unsere Nähe.

Schließlich wurde es Herbst 41 und Anfang September, einen Monat bevor ich 6 wurde, wurde ich in die einklassige Dorfschule eingeschult. Unsere Lehrerin war eine junge "Reichsdeutsch." Außer uns "Kindern vom Gut" – Dox war in der 3. Klasse – waren alle Kinder Kinder von "Volksdeutschen", die erst seit Kurzem dort angesiedelt worden waren. Einige waren aus Besarabien und die Mutter, die immer ihr häufig angetragene Ämter gerne übernahm und meist mit Geschick ausübte, besuchte die Frauen regelmäßig. Sie hat mich wohl niemals mitgenommen.

Die Schule war einige Kilometer vom Schloss entfernt. Waren es womöglich drei? Eher weniger. Wir waren in 8 Klassen in einem Klassenraum. Die erste Klasse war die erste Bank. War da noch jemand außer mir? Da ich so gut rechnen konnte, fand ich, ich sollte eine Bank aufrücken, in die 2. Klasse. Die Lehrerin hatte nichts dagegen. Dann wurde dort gelesen und geschrieben und ich konnte zwar große Druckbuchstaben schreiben, aber alles andere konnte ich nicht. Ich zog also wieder in meine erste Bank zurück und schrieb weiter einzelne Buchstaben auf meiner von der Mutter ererbten Schiefertafel. Sie hatte einen Holzrahmen und ich konnte zwei Tafeln ausklappen.

Die Rückwege von der Schule zogen sich in die Länge. In den Straßengräben wuchsen Himbeeren. Öfter kam ein Wagen vom Gut, um mich aus einem der Straßengräben aufzulesen. Ich kam so spät ins Schloss, dass die Tafel längst aufgehoben war. Das ersparte mir bei meinem nur von der Mutter begleiteten Essen Graupen und Biestmilchpudding, die ich am Tisch bei den anderen mit Todesverachtung unter aufmunternden Blicken meiner Mutter in mich hineinstopfte. Haferflocken enthielten damals noch Spelzen und ich dachte damals, ich müsste daran ersticken.

Gelegentlich mussten sie mich früher als nach Schulschluss abholen. Beim ersten Mal hatte ich schon auf dem Hinweg bei meiner Erkundung einer am Weg stehenden Maschine einen Hebel gedreht, der dann auf einer der Walzen meine Finger zwischen diese und eine andere Walze befördert hatte. Das Blut schoss aus den Fingerspitzen, der kleine hat noch heute eine – allerdings kaum mehr sichtbare – kleine Haube. Ich schrie "Blut, Blut" und irgendjemand brachte oder holte mich dann ins Schloss zurück. Beim zweiten Unfall holte mich ein klappriger Kutschwagen ab. Ich hatte "über Tisch und Bänke" in der Schule Kriegen gespielt und war mit dem Hinterkopf auf eine der Tischplatten geknallt. Gehirnerschütterung – wer stellte das doch fest? – damals musste man mit dieser Diagnose sehr lange stillliegen. Die Mutter nähte ein Leibchen an die Matratze und knöpfte mich dort ein, um meinen spontanen Bewegungen zu wehren. Wieder einmal hatte sich erwiesen, dass mein Temperament und die mangelnden Erfahrungen in den frühesten Jahren nicht gut zusammenpassten.

- Es klopft – ich fürchte, die rufen dich schon zum Mittagessen. Dann machen wir morgen weiter.

#### **II Weichenstellung**

Für die nächste Phase brauche ich ein Sprungbrett – vom Sprungbrett also in eine Phase, wenn du mir das Nichtbild gestattest.

Dieses Sprungbrett ist das Dorf Heiningen in Niedersachsen, in etwa gleicher Entfernung von Braunschweig und Goslar, die mit der Chaussee verbunden sind, die, gerade wie sie verläuft, vielleicht Napoleon zu verdanken ist.

Eine Odyssee bis dorthin, von der vielleicht an anderer Stelle erzählt wird.

In Heiningen also kamen wir Ende 1944 an. Die Mutter war Sekretärin in einer Firma, die zunächst von Berlin nach Oberschlesien, die dann aber wiederum "rechtzeitig" in den "Westen" "verlagert" worden war. Dort traf sie als eine der ersten ihrer Firma ein, "um Quartier zu machen", was immer das sein mochte. Sie arbeitete zunächst in einer Baracke auf der anderen Seite der Straße, gegenüber dem Lager. Das Lager, in dem wir wohnten, war eine aus Stein- und Holzbaracken bestehende, heute würde man vielleicht Siedlung sagen. Gebaut war das Lager für den

"Arbeitsdienst", also für junge Leute, mit denen die damalige Gesellschaft rechnete, schlicht und zweckmäßig. Unsere Baracke stand parallel zur Straße und ziemlich nahe daran. Die Tiefflieger, die das Wasserwerk auf der anderen Straßenseite beschoss, lösten ihre Ladungen wohl schon über unserem Dach. Wir standen dann auf dem Flur, von dem auf beiden Seiten die Zimmer abgingen, unter dem Dachfirst. Ich drückte das Gesicht an den Magen der Mutter und ich hatte keine Angst, denn sie hatte keine Angst. Einige knieten, sie könnten dann das runterkommende Dach besser auffangen. Die Mutter sagte, vielleicht nicht zu ihnen, aber doch zu mir, das sei Unsinn, im Stehen bekomme man am wenigsten ab, noch dazu an die Mauer gelehnt.

Die Mutter arbeitete wohl zunächst in den Baracken am Wasserwerk, später fuhr sie dann mit dem Werksbus nach Salzgitter. In der Nähe waren einige Bauten begonnen und nicht weitergebaut. Aus den übrig gebliebenen Ziegelsteinen und schwarzen "Platten" bauten wir uns Häuser. Niemand erhob Einspruch. Ich hatte zum Spielkameraden nur den jüngeren Dieter Kahn.

Dann zogen die Amerikaner ganz unspektakulär ein, in einer Nacht rollten nur Panzer die Straße lang.

Als Sprungbrett genügt das, finde ich. Was meinst du, Martin? Nichts? Auch gut.

Aber ich muss noch etwas ausholen. Wir mussten dann wieder in die Dorfschule gehen, dort sorgten einer der beiden Lehrer, in deren Schulen wir in unterschiedlichen Klassen Unterricht hatten, und die Mitschüler dafür, dass ich sehr motiviert war, ihnen in die Oberschule nach Wolfenbüttel zu entkommen. Inzwischen waren die "Flüchtlinge" angekommen, auch einige Baltenfamilien. Einer von ihnen war mit Pferd und Wagen gekommen. Im Winter 46 auf 47 packte er den Wagen mit Stroh vom Gutshof voll und spannte seine Pferde an. Dann lud er 7 etwa Zehnjährige auf den Wagen, die es sich im Stroh warm und bequem machten, und fuhr sie 5 Tage lang täglich zum Probeunterricht an unterschiedlichen Schulen nach Wolfenbüttel, die Jungen zur Jungenschule, die Mädchen zur Mädchenschule. Den unterschiedlichen Voraussetzungen der Prüflinge trugen die Organisatoren der Prüfungen Rechnung, indem sie Neues lehrten, das sie dann abprüften, sodass sie tatsächlich unsere Lernfähigkeit prüften und nicht unseren Wissensstand. Ich hatte höchstens die Hälfte der Grundschuljahre in einer Schule verbracht, dann aber bei der Grundschullehrerin außer Dienst Leni ein halbes Jahr lang wöchentlich einmal "vorbereitenden Unterricht" gehabt, den ich für die Prüfungswoche nicht gebraucht hätte, der mir aber später zustatten kam, als ich mit Wolfenbüttler Mädchen, die 4 Jahre ungestört in die Grundschule gegangen waren, mithalten musste.

Inzwischen hatte mir jemand, der das zu bestimmen hatte, ein eigenes Zimmer zugestanden. Ich war nun Herrin über 10 Quadratmeter, 2x4 und dazu die Bettnische von 1x2. Im Sommer, nach dem ich 15 werden sollte, kam die Mutters Mutter aus Berlin für 3 Monate zu uns nach Heiningen. Sie bekam eines der Gästezimmer am anderen Ende der langen Baracke zugewiesen - dort wurde Mutters Nähmaschine aufgestellt. Nach der Schule wurde ich unter dem Beifall der Mutter zum Schneiderlehrling. So geschickt, so exakt! Mit 35 Jahren war die Großmutter 1915 Witwe geworden und musste "mit ihrer Hände Arbeit" sich und die 8jährige Tochter ernähren. Nach der mittleren Reife begann die Tochter ihrerseits mit einer Schneiderlehre, aber sie gab bald auf, in diesem Beruf würde sie verhungern. Also erhob sie sich über das Handwerk und "ging ins Büro". Ich war in der 9. Klasse, eine mittelmäßige Schülerin, gut in den an der Mädchenschule spärlich unterrichteten Naturwissenschaften und Mathematik, nicht wie es sich für ein Mädchen gehört: fleißig und folglich "gut" in den Sprachen. Die Mutter fing früh an, mich auf die Karriere vorzubereiten, die sie für mich ersonnen hatte. Da ich ja so geschickt und exakt nähte, liege doch nichts näher als eine Schneiderlehre – später könne ich dann einen Modesalon aufmachen. Kein "weißer Kragen", sondern Handwerk. Dieser Gedanke gefiel mir nicht – und doch zog ich nicht den Schluss daraus: fleißiger lernen, gute Zensuren in möglichst allen Fächern und damit alle davon überzeugen, dass ich, wie ich auch ohne Fleißattacken vorhatte, unbedingt Abitur machen müsste. Wozu? fragte die Mutter rhetorisch. Du wirst, da uns das Geld fehlt, sowieso nicht studieren können.

Nun hatten wir damals einen Schuldirektor, einen Physiker, der gerne die Klassen kennenlernte und darum Vertretungsstunden übernahm. Er kam und sagte: Ihr könnt mich alles fragen, ich werde versuchen, darauf zu antworten. Ich hatte immer Fragen und er konnte immer antworten. Daher kannte er mich also und schrieb von da an "Ingrid könnte bei ihrer Begabung bei Weitem mehr leisten!" unter meine Zeugnisse. Wie war meine Mutter damals, als ich am Ende der 10. Klasse war, wohl zu ihm geraten? Vielleicht hatte einer der Lehrer, die an meinem "Verhalten" Anstoß nahmen, den Direktor zur Hilfe gerufen, damit er der Mutter einschärfe, sie müsse mich streng ermahnen? Jedenfalls kamen die beiden darauf zu sprechen, dass die Mutter mich nach der 10. Klasse aus der Schule nehmen wollte. "Dieses Mädchen soll die Schule mal mit Abitur und lauter Einsen verlassen", sagte er und machte auf die Mutter damit doch einen gewissen Eindruck. Aber das kostet! Auch da wusste er Rat. Es gab einen Schulfond, aus dem kleine Summen ausgezahlt wurden, für die Monatskarte mit der Bahn und für Schulmaterialien, vielleicht sogar ein Zuschuss zu einer Klassenfahrt.

Aus dem zu schließen, was die Mutter dann tat, muss sie auf den Vorschlag etwa Folgendes geantwortet habe: "Begabt" mag sie ja sein, aber sie ist nicht "fleißig", hat keinen Ehrgeiz, es geht ihr nicht um gute Zensuren. Sie träumt sich in ihre Bücherwelt und hält sich, so viel sie kann, "in der Natur" auf. Das füllt ihre Tage aus und nicht die Arbeiten für die Schule.

Der Schulleiter mag die Schultern gezuckt und sich gesagt haben: In dieser Zeit und in diesem Land entscheiden die Eltern über das Schicksal ihrer Kinder, solange die noch Kinder sind.

Mit dem Ermahnen wurde es dann allerdings wieder einmal nichts, wie schon öfter, nachdem einzelne Lehrer sie in die Schule bestellt hatten. Sie hatte dann immer verständnisvoll genickt und zu besänftigen versucht. Dann dachte sie aber wohl an ihrer eigene Schulzeit in der Realschule in Berlin Charlottenburg, von der sie der Tochter gerne und ausführlich erzählte. Sie war sogar als Klassenbeste gelegentlich dadurch angeeckt war, dass sie "ihre Meinung gesagt hatte". Das hätte sich in einer Generation anscheinend nicht geändert. "Schlimmeres" traute sie mir offenbar, auch wohl zu Recht, nicht zu. Ich wies meine Lehrer mit den Jahren zunehmend geschickter darauf hin, dass ich mit einem gewissen Respekt behandelt werden müsse. Das erschwerte mein Schulleben, doch es sorgte auch dafür, dass ich die Schule aufrecht und nicht kriechend verließ. Aber so weit sind wir noch lange nicht!

- Trotzdem, dieser Sprung in die Zukunft ist ein gutes Pausenzeichen, findest du nicht? Morgen um dieselbe Zeit?

#### III Fehlt da nicht etwas oder jemand?

- Heute morgen will ich dir gleich eine Frage stellen, die mir schon lange auf der Zunge liegt: Fehlt da nicht etwas oder jemand? Von einem Vater hast du noch nie gesprochen!

Vielleicht "fehlt" er in meinem Bericht, weil er in meinem Leben nicht vorkam. Er fehlte nicht einmal, er hinterließ keinen leeren Platz. Undeutlich erinnere ich mich an einen Mann in Uniform, der, als ich klein war, gelegentlich auftauchte. Die Eltern "verstanden" sich wohl so wenig, dass er seine späteren Urlaube bei seiner Mutter in Berlin zubrachte, während Frau und Kind durchs "Reich" vagabundierten. Kurz vor Kriegsende kam dann die Nachricht, er werde "vermisst", oder, wie man damals sagte, "ist vermisst". Wir erfuhren nicht einmal, wo er denn nun verloren gegangen war.

Die Rolle, die die Väter in sogenannten "vollständigen Familien" spielten, war jedoch so, dass ich sie außer dafür, dass sie den Familienunterhalt beschafften, für nicht unentbehrlich hielt. Sie

versuchten, die Kinder zu gutem Benehmen zu dressieren, kritelten an ihnen herum oder befahlen ihnen, was sie sonst so zu tun und zu lassen hätten.

Mit oder ohne Vater, jedenfalls waren wir damals dem, was wir an Eltern aufzuweisen hatten, bis zum vollendeten 21. Lebensjahr mehr oder weniger auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Eine Grenze bildeten nur die Strafgesetze, und die auch nur, wenn ein "Kind" das Selbstvertrauen aufbrachte – woher sollte es das aber nehmen? –, sich darauf zu berufen bzw. es anzurufen, oder wenn die Nachbarn schließlich doch auf das allzu laute Schreien reagierten.

- Ich würde lieber weiter hören, was sich wie ereignet hat. So interessant ich deine letzten Ausführungen such finde, für meinen Zweck sind sie zu allgemein.

Sorry! Also weiter. Osterferien 1952. Die 10. Klasse in der Oberschule ist abgeschlossen, das hieß damals wie heute ohne weitere Feierlichkeiten: Mittlere Reife. Keine Rede davon, dass ich im neuen Schuljahr nicht wieder auftauchen würde.

Damit ich meine Nähfertigkeiten vervollständige, schlug die Mutter ein paar Tage, vielleicht 14, in einer Schneiderwerkstatt in Wolfenbüttel vor, dann wäre allerdings auch die Bahn-Monatskarte für April notwendig. Sei's drum. Die Mutter hatte dort schon vorgesprochen und mich "für ein paar Tage" angekündigt. Gleich am ersten Ferientag, am Freitag, dem 28.3. sollte ich schon mal "reinschnuppern", damit es dann am Montag gleich richtig losgehen könnte. Wie immer also nach Börßum mit dem Fahrrad und von dort mit dem Zug, auch wie immer, nach Wolfenbüttel. Dann allerdings einen anderen Weg zu Frau Kaiser in die Werkstatt. Sehr eindrucksvoll! Ein ganzes Haus, ein herrschaftlich ausgestattetes Zimmer, eine Art Salon, zum Empfang der Kundinnen, durch Stellwände unterteilt, damit sie sich gegenseitig nicht un- oder wenig bekleidet sähen. Dann die Räume, in denen die Schneiderinnen saßen. In einem war noch ein Platz für mich frei. Dort sollte ich also die höheren Weihen in der Schneiderei bekommen, dann könnte ich mich umso besser ausstaffieren. Freundliche Begrüßung der Chefin, die mir eben diesen Platz anwies, freundliches Nicken der Frauen ringsum, mir schien, sie guckten ein wenig mitleidig, das hatte ich wahrscheinlich meinen 15 Jahren zu verdanken. Bald brachte man mir Arbeit. "Zunächst" sollte ich einige falsch genähte Stücke auftrennen. Am nächsten Tag hatten sie auch keine lehrreichere Arbeit für mich und ich bat die Chefin um ein Gespräch. Sie empfing mich in ihrem Boudoir und ich durfte mich zu ihr setzen. Nun brachte ich mein Anliegen vor: Ich wolle in ein paar Tagen die bei meiner Großmutter erworbenen Fertigkeiten verfeinern und verbessern. Sie sah mich ungläubig an und murmelte etwas vor sich hin. "Hast du denn die Vertragskopie nicht gesehen?" Ich war ein einziges Fragezeichen. "Deine Mutter hat einen Lehrvertrag mit mir abgeschlossen, demzufolge du drei Jahre in meiner Werksstatt das Schneiderhandwerk erlernen. Wenn du fleißig bist kannst du am Ende deiner Lehrzeit die Gesellenprüfung ablegen. Dann steht dir der Weg zur Meisterin und zur eigenen Werkstatt offen." Ich unterbrach sie nicht, denn ich war wie gelähmt. "Davon weiß ich nichts!", stotterte ich schließlich. Die Chefin sah mich nun noch ungläubiger und schließlich unwillig an. Sie lenkte ihren verständlichen Ärger aber nicht gegen mich, sondern gegen die Mutter. "Das wird teuer für deine Mutter, wenn ich den Vertrag nicht großzügig von mir aus für Null und Nichtig erkläre." "Ja, tun sie das bitte!" Das war schon fast ein Flehen. "Ich gehe dann wohl besser für heut."

Nach Hause könnte ich nun nicht mehr. Ich würde meine Freundin Heide am anderen Ende der Stadt um das Allernotwendigste bitten und dann zu meiner Freundin ins Rheinland trampen. Sie würde mich vermutlich erst einmal aufnehmen und auch nicht gleich der Mutter telegrafieren. Die sollte erst einmal nicht wissen, wo ich hingekommen war.

Am Ende einer Trampodyssee von mehreren Tagen rief ich auf dem Postamt im Lager bei Herrn Spinti an. Er möge meiner Mutter sagen, ich käme nur zurück, wenn sie mir garantiere, dass ich weiter zur Schule gehen könnte. Ich würde am nächsten Tag wieder anrufen, er solle mir dann ihre Antwort sagen.

Von da an hatte ich die nächsten Monate erst einmal nur "Kost und Logis" bei meiner Mutter. In der Schule wurde nichts bekannt, denn am Donnerstag, dem 17. 4. saß ich wieder in der Klasse, als wäre nichts gewesen. Heide hielt dicht, wie ich es von ihr erwartete. Von meinem Taschengeld konnte ich allmählich meine Schulden bei ihr abbezahlen.

- Das ist mir jetzt aber doch zu schnell gegangen. Eben sitzt du noch in einer Schneiderwerkstatt und dann bist du schon von einer Reise zurück! Wie konnte sie dich, eine 15-jährige, ein paar Tage unterbringen und woher kanntest du sie, wenn sie im Rheinland lebte?

Na gut. Diese Freundin war 25. Wir hatten uns im Lager in Heiningen angefreundet. Die Mutter war für die jungen Frauen, die ohne Familie in Heiningen waren und in der Firma arbeiteten, zuständig. Meine Freundin war technische Zeichnerin. Die Mutter warnte sie und schützte sie, denn sie hatte eine Liebesbeziehung mit einem schönen jungen Tschechen, einem, der wegen seiner beruflichen Qualifikation aus Prag mitgeschleppt worden war. Auf eine solche Liebesbeziehung stand der Tode für beide – wie wir auch aus der Literatur erfahren haben. Diese junge Frau nahm mich zu ihrer Freundin an, das war sehr viel für eine so junge Person wie mich. Sie ging dann auf Arbeitssuche wie damals viele aus Niedersachsen ins Rheinland. Dort fand sie eine Stelle in ihrem Beruf. Sie lebte zunächst allein und konnte mich in ihrem möblierten Zimmer für ein paar Nächte beherbergen, ohne dass andere darauf aufmerksam wurden.

Schließlich sprach ich wieder mit der Mutter. Ich nannte ihr Vorgehen bei mir selbst "Betrug und Verrat" und verzieh ihr die bis in ihre letzten Tagen, als Unerwartetes ans Licht kam, nicht.

Ich bin nun doch sehr nachdenklich geworden. Lass uns morgen weitermachen.

#### IV << Et moi je revois ceux qui restent >>

Im Lager gab es einen – wie mir damals schien – alten Mann, der Mulert hieß. Er war Maler und Astrologe. In dieser Eigenschaft nahm die Mutter Kontakt zu ihm auf. Er sollte mir das Horoskop stellen. Sie war dann aber nicht zufrieden und änderte kurzerhand ein wenig die Stellung meiner Sterne. Herr Mulert war selbst eine malerische Erscheinung mit langem Haar und Baskenmütze. Seinen Namen verdankte er der Anpassung an die französische Aussprache, so würde Müller vermutlich am ähnlichsten wiedergegeben. Er hatte lange in Frankreich gelebt. Bei Kriegsausbruch war er sofort nach Deutschland zurückgegangen und hatte sich damit dem sonst unvermeidlichen Aufenthalt in einem Internierungslager entzogen. Wodurch er dann in einem Barackenlager in einem niedersächsischen Dorf gestrandet war, habe ich vergessen oder nie erfahren. Kann sein, dass ihn die bis zum Kriegsende und später wieder mächtige Firma angezogen hatte. Im Lager lebten Ingenieure und Techniker dieser Firma, ein recht anspruchsvolles Publikum für Mutters gelegentliche Klavierübungen auf dem altersschwachen Klavier im "Saal", der für die gemeinsamen Mahlzeiten der Arbeitsdienstleistenden als Holzbaracke errichtet worden war. Nach dem Krieg hatte die Mutter mit einem sehr schönen jungen polnischen Konzertgeiger und einer Akkordeonspielerin zum Tanz für übrig gebliebene ehemalige Zwangsarbeiter und britische Besatzer aufgespielt.

Mulert bewohnte zwei Zimmer in einer der Holzbaracken. In diesen Zimmern hatten wohl Gruppen von jungen Männern gewohnt, während es in den kleinen Zimmern in den Steinbaracken immer nur 2 im zweistöckigen Bett in der Bettnische gewesen sein konnten.

Also Mulert. Er bedauerte, dass er im Lager keinen fand, die mit ihm hätten französisch sprechen können.

Mulert hatte außerdem die Gabe der "heilenden Hände", die er einen besonders dafür begabten anderen Maler (und technischen Zeichner) lehren konnte. Fritz-Martin behandelte mich gelegentlich. Es war die Zeit, in der das Essen knapp war, und wir hatten aus einer Landverbindung der Mutter immer etwas. Fritz-Martins Honorar bestand aus einer umfangreichen Mahlzeit. Ich glaubte nicht recht an die Heilwirkung, bis er einmal auf ungenaue Hinweise von mir das "Falsche" behandelte und ich also eine Wirkung an der "falschen Stelle" bemerkte.

Mulert wird später noch eine sehr wichtige Rolle spielen. Jetzt lasse ich ihn erst einmal bei seinen Ölbildern und Horoskopen sitzen.

 Glaubst du, dass sich beim Lesen irgendjemand alle diese Gestalten vorstellen und womöglich auseinanderhalten kann? Sicherlich siehst du sie lebendig vor sich – aber mit den wenigen Infos verschaffst du keinem einzigen Leser ein Bild! Es wird besser sein, du konzentrierst dich auf einige wenige für die Handlung wichtige Personen!

Ich will's versuchen. In die Schule war ich also zurückgekehrt. Es gab einige Leute im Umfeld der Mutter, die mich für "begabt" hielten und die ihr zuredeten "wie einem kranken Pferd" – Kennst du den Ausdruck? Klassenfahrten waren das Hobby meines Klassenlehrers seit der vorigen Klasse. Wir nannten ihn heimlich "Reiseunternehmer". Diesmal sollte es eine große Süddeutschlandreise werden, bis in den Schwarzwald. Woher aber das Geld für meinen Beitrag nehmen? Da half tatsächlich der vom Direktor der Oberschule erwähnte "Fond" – wie nannte man das wohl damals? Von dort sollte die Hälfte finanziert werden, für die andere Hälfte müsste die Mutter sorgen. Es hätte ihrem Prestige hier und dort zu sehr geschadet, wenn sie mir die Teilnahme unmöglich gemacht hätte. Die – gelegentlich auch einmal - wohltätige Wirkung der öffentlichen Meinung!

Vor meiner Rückkehr hatte die Mutter an drei aufeinanderfolgenden Tagen im dem kleinen im Lager eingerichteten Postamt drei an mich adressierte Ansichtskarten mit französischem Text abgeholt. Alle waren mit Raymond unterschrieben. Die letzte kam aus einem Ort nahe der niederländischen Grenze. Als ich in mein Zimmer kam, lagen sie mit der Schrift nach oben auf der Klappe meines Schreibsekretärs und forderten mich stumm zum Erzählen auf. Also Heidelberg – "Lange lieb ich dich schon," – war der Ort der Begegnung gewesen und es gab dazu eine kleine Geschichte, halb Komödie wegen der Sprachschwierigkeiten und halb Tragödie wegen des so bald schon notwendigen Abschieds. Vielleicht weißt du von deiner Großmutter, wie damals der Sprachunterricht ablief: lesen und übersetzen, Grundlagen – ja, sprechen – nein.

Die Idee, Raymond für die großen Ferien einzuladen kam vermutlich von Herrn Mulert, mit dem die Mutter sich etwas angefreundet hatte. Er brachte sie auf die Idee und bot auch gleich eine Lösung für das "Problem" an, das sich als nächstes stellte: Wo sollte Raymond schlafen? Herr Mulert verfügte über zwei Zimmer in einer Holzbaracke am anderen Ende des Lagers, eines war zum "Schlafen und Wohnen" eingerichtet und eines war sein Atelier. Dort könnte er ein Feldbett aufstellen und das würde ihm die Möglichkeit verschaffen, endlich wieder französisch zu hören und zu sprechen! Wie sprach man dann wohl den Nachnamen des jungen Mannes aus? Van Goethem, fast also der Name, den wir so gut kannten, französisch war das jedenfalls nicht. Ich konnte das erklären: Die jungen Männer der Gruppe, die wir in dem Heidelberger Saal kennengelernt hatten, kamen aus Brüssel. Der Name war also flämisch.

Eigentlich hätte ich seit dem Beginn der 11. Klasse beweisen müssen, dass ich in der Oberschule am richtigen Platz sei, schließlich war Mathematik, das mir zufiel, nur eines von – heute unvorstellbaren! - dreizehn Fächern. Drei Sprachen, Latein als Wahlfach. Ich hielt eigensinnig daran fest, obwohl ich darin so schlecht war, dass der Lehrer mir dringend riet, es aufzugeben. Doch ich hielt an Lektüre und "Spaziergängen" fest, sodass neben der zeitaufwändigen Fahrerei wenig Zeit für die Hausaufgaben übrig bleib.

Raymond war einen Meter sechsundachtzig groß, braune Haare, braune Augen und ein paar Sommersprossen auf der Nase mit dem kleinen Schwung nach oben im schönen Gesicht. Also die hellhäutige, nicht wie ich die – eher - bräunlliche Art.

Er brachte mir als Geschenk von seiner Mutter ein Seidenvierecktuch mit, auf dem an allen vier Ecken "Je fume" stand und das mit Tabakblättern und –blüten bedruckt war. Irgendwann ging es dann verloren, viele Jahre später. Raymond jedenfalls rauchte nicht. Sein Mitgebringe waren Platten mit Chansons von Edith Piaf, immer etwas dramatisch, immer etwas traurig oder gar tragisch, seine dramatische Seite.

Während seines Aufenthaltes war er mit allem zufrieden, auch mit dem Feldbett bei Herrn Mulert und der vermutlich fremden Küche meiner Mutter. Seine Eltern waren, jung verheiratet, aus Flandern nach Brüssel gezogen. Der Vater arbeitete in einer Knopffabrik, Raymond brachte uns eine Auswahl von kleinen kupferfarbenen Metallknöpfen in zwei Ausführungen mit. Er war das einzige Kind seiner Eltern Therèse und Michel. Sie hatten vor nicht allzu langer Zeit das ein größeres Zimmer breite Haus Rue de Landsher 44 gekauft, es war wohl noch nicht ganz bezahlt. Raymond hatte mit seinen 19 Jahren die Ausbildung zum Instituteur, Erzieher, abgeschlossen. Wir hatten uns auf seiner Abschlussfahrt getroffen.

Meine Lektüre hatte mich lehren wollen, im "Hier und Jetzt" zu leben. Sie war damit eigentlich ganz erfolgreich, aber ein paar Gedanken an die Zukunft blieben gegenwärtig. Ich würde studieren wollen und mein Lebensgefährte sollte mir "das Wasser reichen" können. Vermutlich war mir dieser Gedanke während dieser Sommerferien nicht bewusst, aber er war wohl schon vorhanden und sollte dann für spätere Turbulenzen sorgen.

Eigentlich veranstalteten wir "von Anfang an" ein gewisses Tauziehen. Bei der Opposition, in der unsere Sternzeichen zueinander standen, war das zu erwarten. Würde er beim Aufbruch aus dem Heidelberger Saal das Ende seiner Reihe verlassen und sich an mich anschließen oder würde ich das Ende meiner Reihe verlassen und mich an ihn anschließen? Niemand, der mich kannte, hätte mir das zugemutet – ich am allerwenigstens und so blieb es dann bei meinem Zeichen mit dem Ellenbogen: Du schließt dich mir an oder wir bleiben getrennt! Und er kam.

Bei der Mutter machte er sich nicht immer beliebt, einmal behauptete er, eine Nachbarin sehe ganz genau so aus wie sie, sie ähnelten einander comme une goute à l'autre!

Unsere Beziehung war sehr zärtlich und einmal stand sie auf Messers Schneide, denn die katholische Braut musste auch 1953 noch jungfräulich in die Ehe gehen. Das begriff ich zum Glück zur Zeit, obwohl ich damals schon glaubte, die große Liebe rechtfertige auch das "Opfer" der Jungfräulichkeit. Rückhaltlosigkeit, Intensität wie in meiner Lektüre. Raymond erwähnte das Ergebnis meiner kühlen Einschätzung – nichts weiter war es! - lobend in einem seiner Briefe an Freund René. Dieser Brief war der einzige seiner Briefe, den die Mutter und ich jemals über Wasserdampf öffneten. Ein sechster Sinn hatte uns verraten, der Brief würde Entscheidendes, Leben Entscheidendes, enthalten.

Ist es zu glauben, dass von Raymond nichts weiter übrig geblieben ist? Ein paar Umzüge haben für die Wirkung einer Brandkatastrophe gesorgt.



# Wir verabschieden uns mit drei Fotos:



Otto Abb in seinem Todesjahr 1985



Ingrid 2021/22 und nachdenklicher Leser von Alles, was dir einfällt

### Die Herausgeberin

Ingrid von Heiseler



Studium der Germanistik, Theologie und Pädagogik: Staatsexamen an der Universität Göttingen, Referendariat in Braunschweig, Lehrerin am Gymnasium Kreuzheide in Wolfsburg (1968-98).

Autorin des "erzählenden Berichts" Einer tanzt aus der Reihe (1990, 2018), Lost in Goa. Fakten und Fiktion (2001, 2018), Leben10Anfänge (2011) und Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt. Kürzere Texte (2018)

Seit 2002 Veröffentlichung von Übersetzungen von Publikationen hauptsächlich auf dem Gebiet Frieden und Konfliktbearbeitung und Afghanistan. Seit November 2022 Mitarbeiterin bei der Herausgabe "alter" Übersetzungen ins Deutsche von Schriften Leo Tolstois zu den Themen Frieden und Glauben. Hrsg. Peter Bürger.

Außerdem Lektorieren wissenschaftlicher Arbeiten.

http://ingridvonheiseler.formatlabor.net/

"Aber was kann ich machen, da ich doch nicht zu mehr fähig bin? Der Mensch ist verpflichtet, bis an die Grenzen seiner Fähigkeiten zu gehen, und nicht weiter." Zitat von Ghani Khan in der "Einführung" zu *Pilger der Schönheit*.



Mai 1962



Till am 8. Mai 2023. Ausschnitt